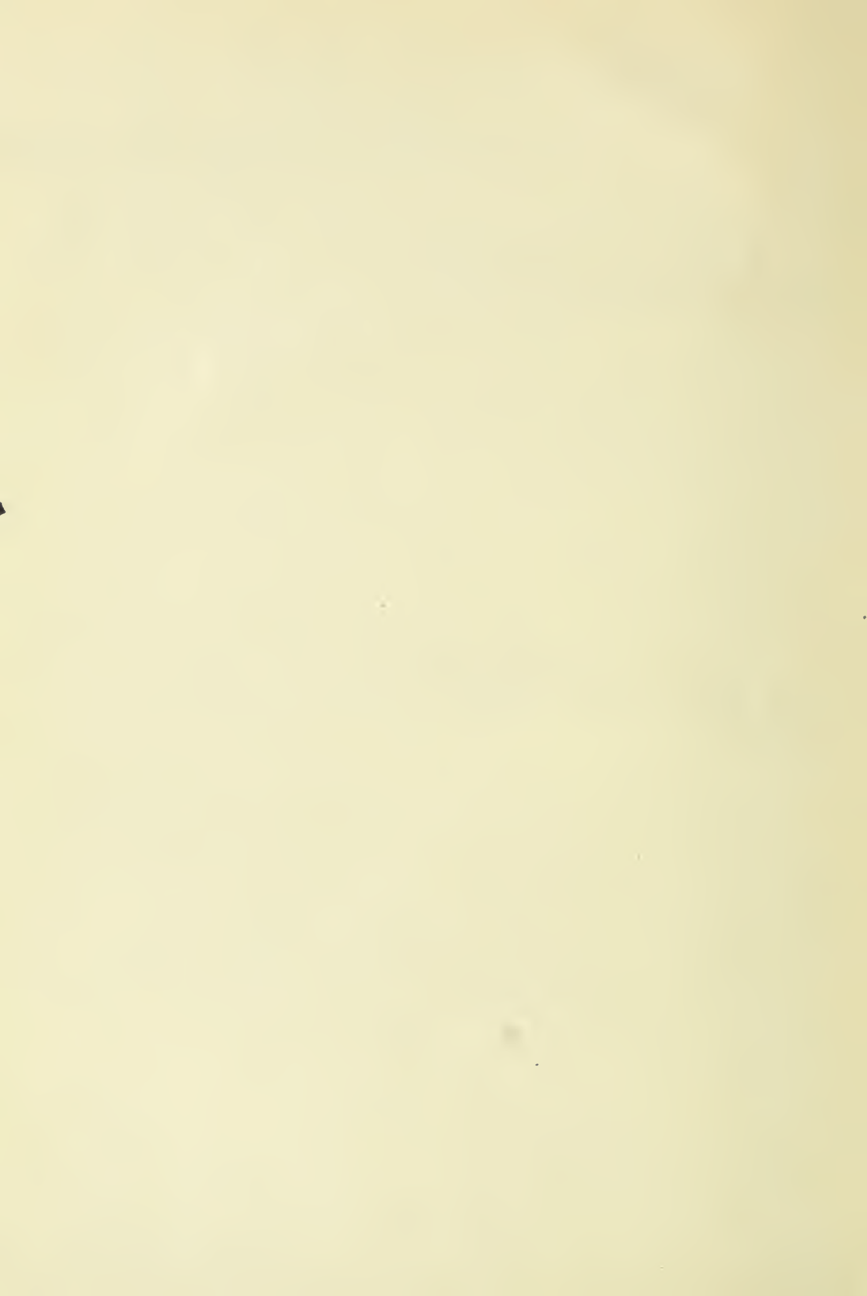
Aus Heimat und Fremde





Harold Jantz
Weihnachten 1918.









Aus
Heimat und Fremde.

Ein Jahrbuch
der
Illustrierten Jugendblätter.

Erzählungen, Schilderungen, Skizzen aus der Natur und dem Leben
nebst
Anekdoten, Rätseln und Spielen.

Mit 25 Bildern und 2 Initialen.

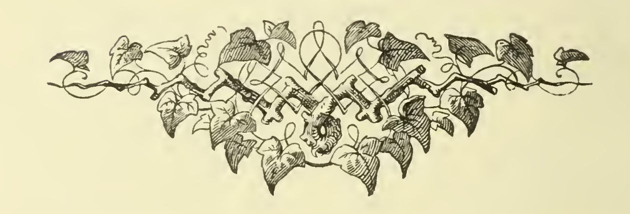


Zweite Auflage.

Reading, Pa.,
Pilger-Buchhandlung.
1897.



Inhalt.



Zuversicht.



Ich steh' in meines Herren Hand
Und will drin stehen bleiben,
Nicht Erdennot, nicht Erdentand
Soll mich daraus vertreiben,
Und wenn zerfällt
Die ganze Welt,
Wer sich an Ihm, und wen Er hält,
Wird wohlbehalten bleiben.

Er ist ein Fels, ein sichrer Hort,
Und Wunder sollen schauen,
Die sich auf Sein wahrhaftig Wort
Verlassen und Ihm trauen.
Er hat's gesagt,
Und darauf wagt
Mein Herz s froh und unverzagt,
Und läßt sich gar nicht grauen.

Und was Er mit mir machen will,
Ist alles mir gelegen,
Ich halte Ihm im Glauben still
Und hoff' auf Seinen Segen;

Denn was Er thut,
Ist immer gut,
Und wer von Ihm behütet ruht,
Ist sicher allerwegen.

Ja, wenn's am schlimmsten mit mir steht,
Freu ich mich Seiner Pflege;
Ich weiß, die Wege, die Er geht,
Sind lauter Wunderwege.
Was böse scheint,
Ist gut gemeint,
Er ist doch nimmermehr mein Feind,
Und giebt nur Liebesschläge.

Und meines Glaubens Unterpfand
Ist, was Er selbst verheißen:
Daß nichts mich Seiner starken Hand
Soll je und je entreißen.
Was Er verspricht,
Das bricht Er nicht.
Er bleibet meine Zuversicht,
Ich will Ihn ewig preisen.



Vater und Sohn.

Eine Geschichte aus Norwegen.

In Norwegen ist manches anders als bei uns. Es lebt dort ein mannhaftes, fast stolzes Volk, das zähe am guten Alten festhält und sich nicht viel einreden läßt.

Thord Oweraas war einer der Schwersten und Angesehensten der ganzen Gemeinde. Eines Tages stand er hochaufgerichtet in dem Studierzimmer seines Pastors und spricht: „Ich habe einen Knaben bekommen und bitte um die heilige Taufe."

Wie soll er heißen?

„Finn, wie mein seliger Vater."

Wie heißen seine Paten?

Thord nannte etliche Verwandte, lauter angesehene Leute.

Habt Ihr sonst noch etwas?

Nach einer Weile sagte Thord: „Ich möchte, daß mein Sohn besonders getauft werde, an einem Werktag."

Soll geschehen; nächsten Samstagnachmittag. — Sonst noch etwas? fragte der Pfarrer.

„Sonst nichts." antwortet der Bauer, nimmt seinen Hut und geht der Thür zu.

Da erhebt sich der Pfarrer und spricht: Doch noch etwas! ergreift Thords Hand und sagt feierlich: Gott setze Euch dies Kind zum Segen!

Sechszehn Jahre darauf stand Thord wieder in der Pfarrstube.

Ihr habt Euch wenig verändert, Thord; wie's scheint, geht's Euch gut.

„Wüßte nichts, was mir graue Haare machen sollte," erwiderte Thord gelassen.

Was führt Euch zu mir?

„Möchte meines Sohnes wegen mit Euch sprechen; er soll morgen konfirmiert werden."

Er ist ein braver, tüchtiger Bursche.

„Ich wollte Ihnen die Belohnung nicht bringen, bis ich weiß, welche Nummer er morgen bekommt."

Er ist der erste.

„Nun, da bringe ich Ihnen 10 Kronen (etwa 15 Franken) für den Unterricht."

Sonst noch etwas? fragte der Pfarrer und richtete einen durchdringenden Blick auf den stolz vor ihm stehenden Bauer.

„Sonst nichts!" antwortete dieser und ging seines Weges.

Wieder 8 Jahre waren vergangen, da stolperten etliche Männer die Treppe des Pfarrzimmers hinauf, Thord an der Spitze. Der Geistliche

empfängt sie freundlich und spricht: Nun Thord, diesmal kommt Ihr in Gesellschaft.

„Herr Pastor, ich komme um die Verkündigung meines Sohnes zu verlangen; er will mit Karen Storliden, der Tochter Gudmunds Hochzeit machen; da steht der Schwäher und etliche Zeugen.“ Es waren lauter währschafte Männer.

Das ist ja das reichste Mädchen der ganzen Gegend, bemerkte der Pfarrer.

„Die Leute sagen so,“ schmunzelte Thord.

Der alte Pfarrer saß eine Weile an seinem Schreibpult und sah schweigend vor sich hin, als ob er allerlei Gedanken hätte; dann trug er die Namen ins Eheregister ein. Thord aber legte 3 Kronen auf den Tisch.

Ihr seid mir nur einen schuldig.

„Weiß wohl; aber 's ist mein einziges Kind, ich will nicht knausern.“

Der Pastor nahm das Geld und sagte: Das ist jetzt das dritte Mal, daß Ihr wegen Eures Sohnes zu mir kommt.

„Es wird jetzt wohl das letzte Mal sein,“ nimmt Abschied und geht mit seinen Begleitern bedächtig von dannen.

Vierzehn Tage später rudert Thord mit seinem Sohn bei schönstem Wetter über den See zu Schwäher Storliden, um mit ihm allerlei Hochzeitliches zu besprechen. „Mein Sitzbrett ist los!“ spricht der Bräutigam und steht auf, es zu befestigen. Er gleitet aus und stürzt in den See.

„Halt dich fest an dem Ruder!“ rief der Vater und streckte es ihm entgegen. Der Sohn versucht es ein-, zweimal, aber er fühlt sich starr und steif. Der Vater rudert auf ihn zu. Als er ihn ergreifen will, wirft der Sohn noch einen Blick auf den Vater und versinkt. Thord erwartet, er werde wieder auftauchen; vergebens. Eine Blase steigt empor und spiegelblank liegt der See wieder da.

Zwei Tage und drei Nächte ruderte der Vater bei jener Stelle umher, ohne Speise und Trank. Am Morgen des dritten Tages findet er den Leichnam und trägt ihn auf den Armen nach Hause.

Ein Jahr später, an einem Abend, sucht jemand die Thürfalle des Pfarrzimmers. Der Pastor öffnet und vor ihm steht Thord, gebückt, zerfallen bleich. Ihr kommt spät, Thord, sagt der Pfarrer in teilnehmendem Tone und stellt dem Manne einen Stuhl neben sich.

„Ja ich komme spät. Ich habe hier etwas gebracht, eine Stiftung für die Armen auf den Namen meines Sohnes.“ Er legte das Geld auf den Tisch. Es war eine große Summe. „Es ist die Hälfte aus meinem Gut, das ich verkauft habe.“

Der Pfarrer war tief bewegt und sagte mit zitternder Stimme: Aber Thord, an was wollt denn Ihr denken?

„Ans bessere Teil.“

Beide Männer saßen nebeneinander, keiner sprach ein Wort. Endlich erhob sich langsam und feierlich der Pastor, ergriff Tords Hand und sagte: Ich denke, Thord, der Herr hat Euch doch endlich diesen Sohn zum Segen gesetzt!

„Ja, das glaub' ich auch,“ sagte Thord, blickte dem Pastor in die Augen und zwei große Thränen flossen über die Wangen des sonst so starken Mannes.

Zwischen Eis und Schnee.

Wie sich birget ein Vögelein,
Wenn's wettert, im hohlen Stein,
Also, Herr Christ, mein Zuflucht ist
Die Höhle Deiner Wunden.

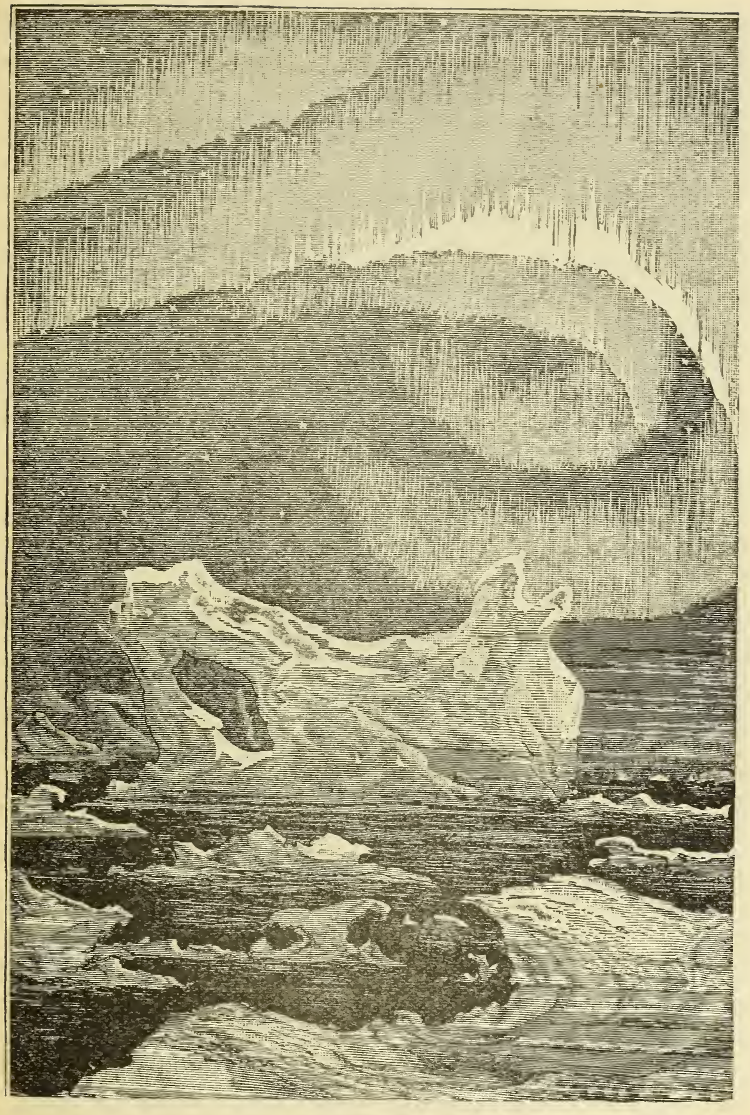
Der Norden Nordamerikas und die vielen Inseln nördlich der Hudsons-Bai und Cumberland, liegen in der kalten Zone. Die Wintertemperatur fällt dort bis auf — 90, ja 94° F. und die höchste Sommerwärme übersteigt niemals + 16° F.; die mittlere Jahrestemperatur beträgt — 12° R. Welch ein furchtbarer Kontrast gegen das Klima unsrer Heimat! Wir verstehen die Schauer des Nordens erst ganz, wenn wir sie auf die heimische Natur zurückführen. Der Juli, der wärmste Monat der Polarländer, ist nur um 1 Grad wärmer als unser März, und unsere kältesten Monate Januar und Februar entsprechen etwa dem August oder den ersten Tagen des Juni am Pole. Die kälteste Hälfte des Jahres vom November bis April ist bei uns noch um 5 Grad wärmer, als die wärmste Hälfte des nordischen Jahres vom Mai bis Oktober.

Man möchte wohl meinen, in solchem Lande könnten überhaupt keine Menschen mehr wohnen. Aber auch in dieser Wohnstätte des strengsten Winters hat der „Herrscher über die Kreatur“ Seine Hütten aufgeschlagen.

Ich führe euch im Geiste nach einem dieser kalten, unwirtlichen Länder. Sein Name ist G r ö n l a n d. Freilich klingt dieser Name gar nicht so abschreckend, denn er bedeutet: „Grünes Land.“ Ein Norweger, Namens Erich, entdeckte diese Halbinsel im Jahre 982. Er war gezwungen worden, sein eigenes nordisches Heimatland, Island, zu verlassen, weil er im Zweikampfe jemanden getötet hatte, und da er wußte, daß ein norwegischer Schiffer früher an eine Küste westlich von Island verschlagen worden, so segelte er, dieser Nachricht zufolge, westlich, und kam glücklich dahin. Er fand das Land, so sagt man, mit Gras bewachsen und nannte es daher Grönland. Der eigentliche Grund dieser

Benennung liegt aber wohl in den riesigen Tangpflanzen, welche, die Küsten dieses Landes umgebend, dem Meere eine vollkommene grüne Färbung verleihen. Genug, nach wenigen Jahren kehrte Erich nach Island zurück, erzählte von den schönen Weiden, den fischreichen Küsten, dem Pelzwerk und Wildpret seines Landes und veranlaßte dadurch viele zur Uebersiedlung. Man trieb nun Handel mit Norwegen, erbaute die Stadt Garde, führte Kirchen auf, legte Klöster an und setzte einen Bischof nebst anderen Geistlichen ein. Es waren 190 Oerter an der Ostküste und 90 an der Westküste. Von allen diesen findet man jetzt nur noch Spuren. Auf welche Weise die Einwohner und mit ihnen der Anbau des damaligen Grönlands untergegangen sind, ist nicht genau zu bestimmen. Wahrscheinlich ist es, daß durch das immer mehr sich häufende Eis und durch die dadurch hervorgebrachte außerordentliche Kälte alles seinen Untergang gefunden hat. Jetzt ist Grönland ein ödes, rauhes und unfruchtbares Land.

Hart an der Küste erheben sich hohe Felsen und unzugängliche Klippen. Ein schmaler Rand der Insel bedeckt sich während der kurzen drei Sommermonate mit spärlichem Gras und niederem Gebüsch. Das Innere des Landes aber ist mit 1000 Fuß dickem und stellenweise vielleicht noch dickerem Eise überdeckt, das niemals schmilzt; und dabei ist Grönland dreimal so groß wie das ganze deutsche Reich, eine der größten Inseln der Erde. Was für eine schauerliche Eiswüste muß das sein! In dem dunklen Winter, wo die Sonne wochenlang garnicht zum Vorschein kommt, ist dies Gebiet unter ungeheuren Schneemassen begraben, und es herrscht eine Kälte, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können. Die langen dunklen Nächte werden dann oft erhellt durch das Nordlicht, dessen Schein dann und wann bis zu uns vordringt, das aber dort die Nacht bis zur Tageshelle erleuchtet und mit unbeschreiblichem wunderbarem Farbenspiel den Himmel schmückt. Erst im Juni zieht der Winter ab, Nachtfröste kommen aber auch im Juli vor und im September ist der kurze helle Sommer, in dem dann die Sonne für einige Zeit garnicht untergeht, schon wieder vorbei. Die Felsen bedecken sich dann mit grünem Moos; an günstigeren und geschützteren Stellen wächst Gras, sowie Weiden- und Birkenbäume, die aber selten höhere Stämme bilden, vielmehr buschartig dicht an der Erde hinkriechen. Von dem, was die Erde hervorbringt, würde hier freilich kein Mensch leben können. Aber im eisigen Meer gibt es dort zu Zeiten Unmassen von Fischen, sowie jene sonderbaren Tiere, die man Seehunde und Walrosse nennt und deren zentnerschwerer Körper zu großem Teil aus Speck besteht. Auch der Walfisch hat ja hier seine Heimat. Sodann gibt es Seevögel, die oft zu Tausenden auf den Klippen nisten und die einsame Gegend zuweilen mit dem lautesten Leben erfüllen. Das Schneehuhn, Königs-, Eider- und Ringelgänse, Enten, wilde Schwäne, Seeschwalben, rotkeh-



Das Nordlicht.

lige Taucher, unbeholfene Lummen und Alke, dichte Schwärme lärmender Seemöven beleben die Küsten und Gewässer. Auf dem Lande sind zahlreiche Arten von Renntieren und Bisamochsen zu jagen. Das Renntier ist eine kleine Hirschart, fast ziegenartig, im Winter weiß, im Sommer dunkelgrau. Der Bisamochs hat noch nicht die Größe eines Rindes, aber furchtbare, etwas gekrümmte Hörner und der ganze Leib ist so mit Haaren bedeckt, daß sie bis zur Erde herunterreichen und kaum die Füße sichtbar sind. Er erreicht ein Gewicht von 500 Pfund. Diese Tiere nähren sich von den Flechten, Moosen und den Blättern der Zwergweiden, die sie mit den Füßen unter dem tiefen Schnee hervorscharren. Auch an Raubtieren fehlt es nicht; da schleicht der weiße Fuchs, der braune Wolf, der grimmige Eisbär. Die Herrschaft des letzteren reicht soweit, als es Seehunde und Lemminge gibt, die ihm vorzugsweise zur Nahrung dienen. Die Lemminge, unsern Wasserratten verwandte Tiere, beleben zu Millionen den Boden. Endlich wären noch weiße Hasen, Hermeline und Wiesel zu nennen. So hat der allweise Schöpfer dafür gesorgt, daß dort Menschen leben können, obwohl nicht gesäet und geerntet werden kann. Sie haben Fleisch und Fett zur Nahrung und Felle der Tiere zur Kleidung.

Die Eskimos.

Freilich recht sonderbar kommen uns diese unter solchen Verhältnissen ganz anders gearteten Menschen vor, das Fischer- und Jägervolk der „Eskimo", wie sie mit einem ihnen von den Indianern beigelegten Namen heißen, welcher „Rohfleischesser" bedeutet. Sie selbst nennen sich „Innuit", d. h. Menschen und sehen sich selbst als die richtigen Menschen an, wogegen ihnen alle anderen, auch die europäischen Amerikaner, wie ungebildete Barbaren vorkommen. Auf den ersten Blick aber möchten uns diese kleinen Gestalten, unter denen nur wenige 5 Fuß erreichen, ganz in Seehundspelz mit auswärts gekehrten Haaren gekleidet, kaum als rechte Menschen erscheinen. Sie sind in ihrer Physiognomie (Gesichtsbildung und Gestalt), in Sprachen, Sitten und Gebräuchen so gänzlich verschieden von allen übrigen Ureinwohnern Amerikas, daß sie unzweifelhaft einer andern Menschenrasse angehören müssen. Die schwärzliche Gesichtsfarbe, die hohen Backenknochen und hohlen Wangen, das spitze Kinn und der breite Mund, der starke Bart, das lange schwarze Haar, die gewöhnlich kleine Statur verraten die Verwandtschaft mit dem europäischen nordischen Lappländer. Die Eskimos sind von jeher ein besonderes Volk gewesen, welches sich von den übrigen amerikanischen Wilden so absonderte, daß sie von jenen mehr für Tiere als für Menschen gehalten wurden, sodaß der Indianer sich ihnen nur näherte, wenn er sie töten wollte. Obgleich kein Volk der Erde anscheinend mehr Neigung hat, mit seinem Nachbar in Frieden zu leben, als die Es-



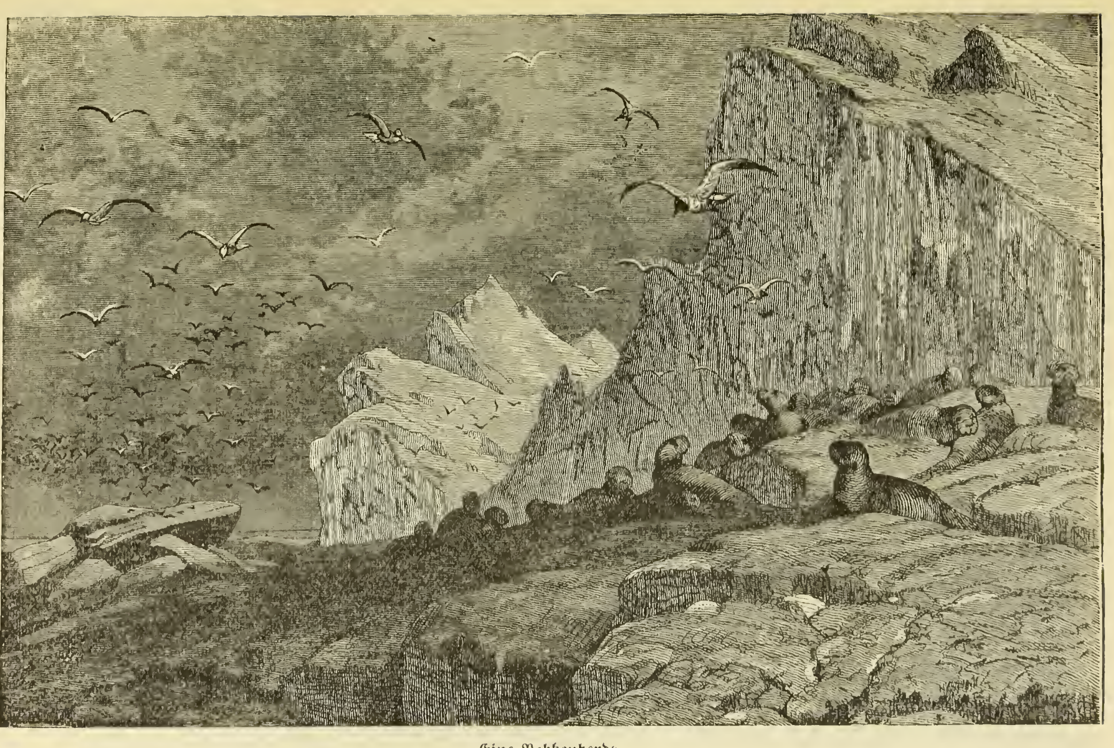
Eisbär und Walroß.

kimos, so ist doch jeder Nachbar ihr Feind und sie sind auch ihren Feinden an Stärke und Entschlossenheit überlegen. Der Eskimo wird nicht leicht zum Zorne gereizt, wenn es aber geschieht, so wird er wütend, schäumt wie ein wilder Eber, knirscht mit den Zähnen und stürzt seinem Feinde entgegen mit der Wut eines Raubtieres.

Er lebt ja auch, wie die wilden Tiere, fast ausschließlich von Fleischspeisen. Dabei ist ihm ganz einerlei ob sie verdorben oder frisch, rein oder unrein sind. Er ißt den Kopf und die Schenkel des thranigen Seehundes, nachdem diese im Winter unter dem Schnee verwahrt und im Frühjahr wieder aufgetaut sind, in einem halbvermoderten Zustande. Leckerbissen sind für ihn: ein halbverfaulter Walfischschwanz, frische, faule und halbausgebrütete Eier in einen Sack von Seehundsfellen geschüttet und mit Thran vermischt. Außer Wasser trinkt er auch gerne Thran, und wenn auch nicht in vollen Bechern, so doch als Leckerei. Infolgedessen wird der Grönländer sehr fleischig und gleichsam mit einer Fetthülle umgeben, wodurch er die Kälte des Klimas eher ertragen kann, so daß er sich oft der Luft mit bloßem Kopfe und Halse aussetzt; ja in ihren Häusern sitzen sie oft fast ganz unbekleidet. Ihre Ausdünstungen sind aber so stark, daß es der Europäer vor Wärme nicht lange bei ihnen aushalten kann.

Die Kleidung der Grönländer besteht gewöhnlich in einem Pelze von den Fellen der Seehunde oder Renntiere; die Haare sind gegen die Haut gekehrt, des öfteren auch noch mit Fellen der Seevögel gefüttert. Unter diesem Rock tragen sie Beinkleider und wasserdichte Stiefel von demselben Stoff. Den Kopf bedeckt eine große Kapuze, die man bei stürmischem Wetter über die Ohren zieht und wenn's gar zu grausig kalt wird, sind auch noch Pelzhandschuhe vorhanden. Die Tracht der Frauen ist die der Männer ganz gleich, nur hängt von ihrem Rocke hinten ein Stück Leder bis auf die Fersen herab, welches den Frauen ein höchst komisches Ansehen gibt. Auch ist ihre Kapuze so groß zugeschnitten, daß ihr jüngstes Kind darin mit auf dem Rücken Platz hat.

In dem langen Winter leben die Eskimos in Hütten aus Schnee erbaut und sie sind darin gegen das strenge Klima besser geschützt und behaglicher eingerichtet, als in Häusern von Stein und Holz, worin kein Feuer brennen würde. Um diese Hütten zu erbauen müssen stets zwei Männer, der eine von außen, der andere von innen arbeiten, und die Arbeit erfordert große Geschicklichkeit und Erfahrung. Eisblöcke von etwa 2 Fuß Länge, 2 Fuß Breite und 8 Zoll Dicke werden dicht nebeneinander gelegt und zwar jede Reihe derselben nach oben immer etwas enger, bis ein kleines Loch an der Spitze des Gebäudes bleibt, welches mit einer durchsichtigen Eisscholle bedeckt wird, die als Schlußstein des Gebäudes und zur Erhellung des Inneren dient. Um die Schneewand läuft im Innern eine Bank von Schnee, die mit Fellen



Eine Robbenherde.

bedeckt als Sitz und Bank dient und die ganze Hütte, von etwa 10—12 Fuß im Durchmesser und etwa 8 Fuß Höhe im Innern, sieht aus wie ein Gewölbe oder tiefer Bogen. Gewöhnlich leben 2—3 Familien unter demselben Schneedache, indem jede ihr besonderes Zimmer zum Schlafen hat, welches mit dem Hauptgebäude in Verbindung steht, wo sie sich versammeln. Ein gekrümmter, bedeckter Gang führt in das „Igloi" (Hütte), welcher bei Tage offen, des Nachts gegen die Kälte, selbst gegen die strengste, dadurch gut verwahrt wird, daß man Eisstücke an jeder Wendung des Eingangs stellt. Einen Ofen gibt es nicht; dagegen wird mit einer großen Lampe geheizt, in der mittelst eines aus Moos bereiteten Dochtes Seehundsspeck gebrannt wird, was schon einen unangenehmen Qualm bildet. Dazu kommt dann die Ausdünstung der vielen auf den kleinen Raum zusammengedrängten Menschen. Für die kleinen Kindlein braucht man keine Wiege mit weichen Kissen. Die Eskimomutter hängt ganz einfach ein Gefäß mit Seehundsthran über ein mildes Feuer und legt das „Kleine" hinein, das ganz vergnügt sich darin badet und obendrein noch an einem Stücklein Walfischspeck saugt. Die Reinlichkeit läßt natürlich überall zu wünschen übrig, da der Abfall von ausgeweideten Seehunden die Wohnung verunreinigt, auch die zu gerbenden Felle in Gefäße unter der Pritsche aufbewahrt werden. Ländlich, sittlich!

Um Fische und Seehunde zu fangen baut sich der Eskimo einen Kahn „Kajak" genannt, etwa 12 Fuß lang und 2 Fuß breit. Er läuft von der Mitte nach beiden Enden sehr spitz zu und besteht aus Holz mit Robbenfellen ganz überdeckt, mit Ausnahme einer Oeffnung, in der Mitte des Fahrzeuges, in welche der Ruderer seine Beine steckt — denn diese Kähne sind nur für eine Person berechnet, obgleich es möglich ist, einen Passagier mitzunehmen, wenn dieser sich der Unbequemlichkeit und selbst der Gefahr unterziehen will, sich auf dem Bauche auszustrecken, aber ohne ein Glied zu rühren, weil bei dem geringsten Schaukeln der Kahn umschlagen würde. Wenn der Kahn umschlägt, so verstehen die Eskimos nicht, sich wieder damit aufzurichten und deshalb verlieren sie bei einem solchen, aber seltenen Zufall gewöhnlich das Leben, sobald keine Hilfe zur Hand ist.

Aber ihre Lederboote, so unbehilflich sie aussehen, sind garnicht zu verachten; denn wegen der Schwimmkraft ihres Materials widerstehen sie selbst den stärksten Wellen besser als unsre tüchtigsten Schifferboote. Mit zwei Ruderschaufeln gerudert fliegen sie pfeilschnell über das Wasser dahin wie ein Delphin; ein Landtier wird von diesen Kähnen im Wasser mit Leichtigkeit eingeholt, dann zu dem Fleck, wo der Jäger landen will getrieben und dort mit einem Lanzenstoß getötet. Die Fahrzeuge, welche auch von Weibern geschickt gerudert werden, dienen außerdem dazu, um die Familien längs der Küste zu transportieren. Die zur Jagd



Hütten der Eskimos.

und Fischerei dienenden Gerätschaften der Eskimos zeigen viel Geschmack und Verstand. Der Kahn ist mit mathematischer Genauigkeit verfertigt, die Ruder oft recht geschmackvoll mit Walroßzähnen ausgelegt; ihre Speere sind sauber geschnitzt und ihre Bogen übertreffen alle Bogen der Indianer bei weitem an Kraft und Elastizität.

Um den Verkehr zu Lande herzustellen in dieser straßenlosen Gegend, baut sich der Grönländer einen Schlitten von ungefähr 5 Fuß Länge und 2 Fuß Breite; er beschlägt ihn mit Fischbeinen oder Zähnen vom Walroß, bestreicht ihn obendrein mit angefeuchteter Erde, die sehr glatt ist und wenn sie verwischt ist, wieder erneuert wird. Vor dieses federleichte Fahrzeug spannt er 10—15 Hunde. Jeder ist für sich an einen Riemen geschirrt, der an das Halsband gebunden und am Vorderteil des Schlittens befestigt ist, sodaß die Hunde nebeneinander herlaufen und dem Leithunde folgen, welcher dem Zurufe des Herrn augenblicklich gehorcht da bei dem geringsten Zaudern dessen gewaltige lange Peitsche ihm um die Ohren saust. Die Hunde der Eskimos ähneln gezähmten Wölfen in ihrem Naturell und heulen, aber sie bellen niemals. Sie sind ihren Herren vom größten Nutzen und kosten ihnen fast garnichts, denn im Lager müssen sie selber für sich sorgen; nur auf Reisen, wenn sie den Schlitten ziehen, erhalten sie abends ein Stückchen Fett als einzige Nahrung.

In dem kurzen Sommer pflegen die Grönländer ihre Winterquartiere zu verlassen und nach Außenplätzen zu ziehen, um der Fischerei und der Jagd besser obliegen zu können. Da wohnen sie dann in Zelten, bis die Kälte sie wieder heimtreibt. Diese Zelte bestehen aus Fellen, die zur Regenzeit mit der rauhen Seite auswendig, bei gutem Wetter aber umgekehrt liegen. Unten sind die Felle mit Steinen beschwert und etwaige Oeffnungen werden mit Moos verstopft. Früher vertrat ein Loch, das mit dünnen Seehundsdärmen überspannt war, das Fenster und ließ nur trübes Dämmerlicht in den engen Raum dringen. Aber selbst Grönländer schreiten fort in der Kultur. Jetzt haben es die meisten schon zu einem Glasfensterchen gebracht. Ein langer, enger Gang führt in diese sonderbare Behausung, verständiger Weise so angelegt, daß es einige Fuß tief im Erdboden gebaut wurde, damit der allzeit kalte Wind nicht eindringen kann.

Diese sonderbaren Menschen hatten, auch ehe noch die Missionare zu ihnen kamen, manche Laster nicht, die sich sonst bei rohen Völkerschaften finden. Kriege und Kämpfe waren bei ihnen so gut wie unbekannt. Obrigkeiten hatten sie nicht. Jeder, der die meiste Nahrung anschaffen konnte, also ein guter Seehundsjäger war, stand bei den übrigen in hohem Ansehen und die von ihm versorgt wurden, sahen es als selbstverständlich an, ihm zu folgen. Von Natur sind sie heiter und gutmütig, aber jähzornig gemacht, um so schrecklicher. Hatte einer einen

Menschen ermordet, so waltete früher die Blutrache. Die Angehörigen des Ermordeten verhielten sich freilich lange ganz ruhig. Schließlich aber, und sollte es 30 Jahre nach der That sein, wurde die Vergeltung geübt. Einer von jenen stürzte den Mörder auf offenem Meere mit einem Kahne um, oder durchbohrte ihn hinterlistig mit einem Spieße.

So war denn auch in ihrem, sonst so ruhigen, anständigen Betragen nichts von der Liebe zu ihren Mitmenschen. In Gleichgültigkeit konnten sie mit ansehen, wie einer ertrank, obwohl seine Verwandten jammernd am Ufer standen — waren aber zu bequem ihren Kahn zu besteigen und den Verunglückten zu retten. Auch gegen Witwen und Waisen zeigten sie oft eine unmenschliche Hartherzigkeit. Vielweiberei war bei den Eskimos in Gebrauch und der Mann war Gatte, Richter und Henker seiner Frau, ohne daß jemand ein Recht hatte, darein zu reden. Altersschwache sollen zuweilen dem Hungerstode preisgegeben worden sein. War eine Frau in der Entbindung gestorben, so wurde das lebende Kind mit dem Leichnam der Mutter begraben, d. h. mit einem Steinhaufen überpackt. Alle Toten wurden auf die Felsen gelegt, aber mit Steinen und Eis so schwach geschützt gegen Wölfe und andere Raubtiere, daß diese den Leichnam wohl schon in der folgenden Nacht wegschleppten. Neben dem Grab wurden die Waffen der Verstorbenen hingelegt, sein Kajak oder Lederboot, seine Bogen, Pfeile und Speere, damit der abgeschiedene Geist in dem Jenseits gleich gerüstet sei.

Da die Eskimos keinen Tempel und kein Götzenbild hatten, vor dem sie beteten, auch bei allerlei Anlässen des menschlichen Lebens, Geburt eines Kindes, Eheschließung, Bestattung der Toten, keinerlei religiöse Gebräuche verrichtet wurden, wie sie sonst bei allen andern Heiden üblich sind, hat man lange forschen müssen, um herauszufinden, ob sie überhaupt eine Religion hatten. Man fand dann, daß sie doch auch etwas von einer unsichtbaren Welt, von vielen Geistern und einem höchsten Gott wußten, den sie Torgasuk nannten. Sie meinten aber, (gerade wie die neumodischen Heiden unter uns), er bekümmere sich nicht um diese Erdenwelt, die sei ihm viel zu niedrig. Sie erzählten sich: Im Anfang war die Erde mit Wasser bedeckt; als dieses gefallen war, erschien der Mensch. Aglutuk ist der Name des Menschen, welcher die Landtiere und Fische erschuf. Er fällte einen Baum, der bis über das Meer hinaushing und die davon in das Wasser fallenden Späne wurden Fische, während die auf das Land fallenden Späne zu Landtieren wurden.

An ein Fortleben der Seele nach dem Tode glaubten sie auch, aber ein Funken von Wahrheit, nämlich, daß es eine Seligkeit und eine Verdammnis gibt, waren nach ihrer völlig irdischen Gesinnung auf das schlimmste entstellt. Sie meinten, die Seelen der Verstorbenen füh-

ren entweder abwärts oder aufwärts. Das Streben des Grönländers stand dahin, daß seine Seele nach unten in die Erde fahre. Dort sollte Torgasuk wohnen. Wer nach Eskimobegriffen ein gutes Leben geführt hatte, kam in dieses Eskimoparadies. Da, sagten sie, sei ein beständiger Sommer und keine Nacht, da sei gutes Wasser und ein Ueberfluß an Seehunden und leckerhaftem Thran, Fischen, Vögeln und Renntieren, die man ohne Mühe fangen könne. So hatten sie sich ihr Paradies zurecht gemacht nach ihrem alltäglichen, irdischen Leben. Aber eine gewisse Hoffnung eines besseren Lebens hatten sie nicht. Immer blieb die bange Furcht, ob sie nicht auch hinauffahren müßten zu den oberen Geistern, die ewig Frost und Mangel leiden müßten. Die Bösen sollten nämlich neben einem großen, mit Schnee bedeckten Berge in offenen Zelten wohnen; sie mußten schwarzes, schlammiges Wasser mit Würmern darin trinken; besonders die alten Weiber würden da geplagt von Raben, die ihnen immer in die Haare geflogen kämen. Ueberdies müßten die Seelen unstet umherirren, und wenn ein Nordlicht am Himmel erschien, und seine farbigen Strahlen umher sprühte, so sagten sie: „Die oberen Seelen spielen Ball". Dorthin zu kommen, fürchtete sich ein jeder.

Wenn ein Mensch gestorben war, erhob sich untröstliches Jammern und Klagen. Auch hatten die Grönländer eine große Angst vor der Berührung eines Toten oder solcher Gegenstände, die er im Leben gebraucht hatte.

Die Eskimos hatten auch ihre Zauberer, oder „Medizinmänner", die behaupteten, daß sie mit den Geistern Verstorbener verkehren könnten. Diese bethörten das Volk mit allerhand Gaukelei. So z. B. ließ sich einer die Hände und die Füße binden, dann wurden alle Lampen im Hause ausgelöscht; bald darauf hörten die Anwesenden mit Schaudern, wie der Gebundene die vor ihm liegende Trommel schlug oder umhersprang und sang. Wenn dann der Zauberer erklärte, er sei von seiner Reise in das Geisterreich zurückgekehrt und man zündete wieder Licht an, so lag er wie vorher an Händen und Füßen gebunden auf der Pritsche. Es war dieselbe Schwindelei, wie sie auch jetzt wieder von schlauen Betrügern in christlichen Ländern hie und da getrieben wird. Diese Männer hatten sich eben durch viele Uebung die Geschicklichkeit erworben, die Knoten der Riemen mit denen sie gebunden waren, aufzulösen und auch wieder zu schürzen. Solches Treiben nun war der Gottesdienst der heidnischen Grönländer. Wenn aber die Zauberei nicht den gewünschten Erfolg hatte, wenn der Kranke starb, den er gesund zaubern sollte, oder die Seehunde ausblieben, die er versprochen hatte herbeizuschaffen, dann wurde wohl jemand angeklagt mit Hexerei daran schuld zu sein. Solcher wurde ohne weiteres ermordet, in Stücke gehauen und ins Meer geworfen.

Gott sei Dank! Das sind nun vergangene Zustände. Nur auf der unzugänglichen Ostküste von Grönland und auf der andern Seite im hohen Norden gibt es noch kleine Reste der einstigen, heidnischen Bevölkerung. Die übrigen Bewohner sind jetzt alle Christen. Ich kann hier nicht eingehend die Geschichte jener Mission erzählen, die schon von Hans Egede, einem norwegischen Pastor, im Jahr 1721 begonnen wurde. Kein Mensch hat an Grönland gedacht, bis Egede es gethan. Später haben die Missionare der evangelischen Brüdergemeinde dort treulich gearbeitet. Der erste Bekehrte wurde 1739 getauft. Dann hat die Mission ihre stille Geduldsarbeit geübt, bis etwa 100 Jahre später die letzten Heiden entweder getauft wurden oder in ihrem Heidentum dahinstarben. Der größere Teil der Bevölkerung erhält von Dänemark seine Prediger, denn Grönland steht unter der dänischen Regierung, die dort ihre Beamten hat und mit den Eskimos Handel treibt. Sonderbar ist es, daß die Leutlein zuerst garnicht begreifen konnten, was ein Geschenk zu bedeuten habe, davon konnten sie sich zuerst gar keinen Begriff machen; sie fragten bei jedem Geschenk, was sie dafür geben müßten und brachten alle möglichen Sachen als Gegengeschenk. Als ein Schiffskapitän einer Eskimofrau seinen großen roten Shawl um den Hals band, erschrak sie und sagte, sie hätte nichts, dafür zu bezahlen. In ihrer Angst zog sie ihr Kind aus der Kapuze, küßte es noch einmal und reichte es dem Kapitän als Gegengabe dar. Nachdem ihr erklärt wurde, daß der Shawl ein Geschenk sei, war sie sehr erfreut, daß sie das Kind wirklich behalten durfte. Dann fragte sie, was das für Tiere seien, die solche rote Felle haben. Die Leute wußten von keinem andern Stoff als von Fellen; Zeltleinwand, Tuchkleider, Schnupftücher, Papier u. s. w., hielten sie für Felle von verschiedenen Tieren.

Durch den Handelsverkehr ist zwar auch bei den Eskimos vieles anders geworden, aber leider ist von dieser Seite der europäische und amerikanische Einfluß nicht immer zum Segen gewesen.

Eine segensreiche Aenderung hat nur das Christentum gebracht. Aeußerlich ist freilich vieles unverändert geblieben. Wie seit alters starren dort kalt und kahl die Felsenklippen und die zerklüfteten Gebirge mit den tief einschneidenden Wasseradern, und die mächtige Gletscherwüste sendet noch immer ihre für die Schiffahrt so gefährlichen Eisberge ins Meer. Auch in dem äußerlichen Leben der Bewohner ist noch nicht allzuviel verändert. Noch immer wohnen sie halb in der Erde in ihren Schnee- oder auch Rasenhäusern, wenn auch hie und da ein Steinhäuschen erbaut ist, das aber gegen die grimmige Kälte nicht den gleichen Schutz wie jene gewährt. Auch das Innere ist nur in einzelnen Fällen sauberer gehalten. Statt der alten Felle sind die Wände meist mit Brettern verkleidet. Hie und da ist die alte Thranlampe, welche zur Heizung diente, durch einen kleinen, eisernen Ofen ersetzt



Missionar, den Grönländern Geschenke bringend.

und daneben die Petroleumlampe eingeführt. Auch sonst sind wohl einige europäische Gerätschaften dazu gekommen, in einigen Häusern gibt es eine Wanduhr, die meisten haben einen Spiegel und fast in allen finden sich bunte biblische und andere Bilder als Schmuck.

Zwischen diesen niederen Rasenhügeln ragen auf den Missionsstationen und an den Handelsniederlassungen die hohen Blockhäuser der Europäer hervor. Anstatt der Kirche dient „der Saal", der, wie überall in den Gemeinden der evangelischen Bruderkirche, mit der Predigerwohnung und anderen Anstalten unter einem Dache vereinigt ist. Die Missionare haben in Grönland ein entsagungsvolles Leben. Es ist für eine deutsche Familie nichts Leichtes, den langen, harten grönländischen Winter durchzumachen, bei dem die Kälte zuweilen dahin kommt, daß trotz allen Heizens bei der Feier des heiligen Abendmahls der Wein im Kelche zufriert. Auch die lange Gefangenschaft im Schnee ist schwer. Oft kann man monatelang das Haus nicht verlassen. Im Sommer sieht man auf der Missionsstation ein Gärtchen, in dem manche europäische Gemüse verhältnismäßig gut gedeihen. Freilich bei ungünstiger Witterung kommt es auch vor, daß die Rüben nicht größer als Kirschen oder gar als Erbsen werden und die Kohlpflanzen nur grüne, gewürzlose Blätter liefern. Dennoch wird auch solch kümmerliches Gemüse als eine willkommene Erfrischung gerne benutzt, denn die Missionsfamilien können nicht wie die Eskimos von lauter Fischen, Fleisch und Seehundsspeck leben.

Die letzteren hat man nicht zu irgend welchem Acker- oder Gartenbau anzuleiten versucht. Die Verhältnisse sind zu ungünstig. Sie leben in alter Weise von Jagd und Fischfang. Sie haben sich aber schnell an den Gebrauch des Feuergewehres gewöhnt, das sie mit großem Geschick handhaben. Die Erträge der Seehundsjagd bringen ihnen bedeutende Einnahmen. Aber sie verstehen nicht einzuteilen und zu verwenden. Das ist der trübe Punkt in dieser Mission. Die Grönländer leben in kindlichem Leichtsinn dahin. Von jenen Sorgen anderer Heiden, die da sagen: „Was werden wir essen, was werden wir trinken," haben sie nie etwas gewußt. Haben sie viel, so lassen sie es sich wohl sein. Sie können dann unglaubliche Mengen von Seehundsfleisch und Speck vertilgen. Wenn die Jagd im Sommer und Herbst reichliche Beute liefert, so dünkt sich der Eskimo im Besitze eines endlosen Glückes; er verbringt dann den langen Winter ohne einen Gedanken von Sorge oder Angst, er ißt und schläft und steht wieder auf, um zu essen und zu schlafen. Für künftige Zeiten der Not wird nicht gesorgt. Geizig sind sie nicht im mindesten, vielmehr wird alles Geld alsbald wieder ausgegeben. Nun haben sie sich im Laufe der Zeit auch noch an mancherlei fremde Bedürfnisse gewöhnt. Dahin gehört besonders Kaffee und Zucker; auch Grütze und Mehl. Auch für Kleidung wird mancherlei

ausgegeben. Viele haben teilweise ihre alte Pelzkleidung gegen Kleider von Tuch und Baumwollenzeug vertauscht. Die alten Pelzkleider sind den dortigen Verhältnissen viel angemessener als alle europäischen Kleidungsstücke, in denen sich die Leute leicht erkälten. Da haben dann die Missionare ihre liebe Not, ihre Pflegebefohlenen zur Sparsamkeit anzuhalten, damit in Zeiten schlechten Fischfangs sie nicht Hungers sterben müssen.

Aber diese Fürsorge für die äußeren Angelegenheiten ihrer Schutzbefohlenen ist doch nicht die Hauptarbeit der Missionare. Durch Gottes Wort haben die Grönländer die Bedürfnisse ihrer Seele kennen gelernt. Sie leben nicht mehr wie einst in fast tierischer Weise nur für diese Welt. Durch ihr hartes mühseliges Leben hindurch zieht sich, wie ein goldener Faden, die gewisse Hoffnung auf die zukünftige Welt. Könnten wir einmal im Betsaale einer Missionsstation die Gemeinde versammelt sehen, so würden wir nicht zweifeln, daß sie es gelernt haben, daß Gottes Wort die rechte Speise sei. Feierlich klingen da die Gesänge zu den Tönen der Orgel, die oft einer von den Eingeborenen mit bewunderungswerter Fertigkeit spielt, die schlichte Predigt von dem Sünderheiland und der Seligkeit aus Gnaden, wird von ihnen mit Verständnis angehört; ja es möchten sich manche Gemeinden unter uns finden, die ihnen in diesem Stück vielleicht sogar nachstehen. Besonderer Ernst zeigt sich beim heiligen Abendmahl. Einer von ihnen hat einmal gesagt: „Wenn wir in den Saal kommen, so ist es, als kämen wir aus dem Nebel in den Sonnenschein.“

Zur Förderung der christlichen Erkenntnis und überhaupt der Bildung geschieht mehr als man in Grönland erwarten sollte, durch die Schule. Die Kinder kommen gern und fleißig und lernen meist fließend lesen und schreiben, was bei ihrer schwierigen Muttersprache mit außerordentlich langen Wörtern nichts Geringes ist.

Einen besonderen Höhepunkt in dem einförmigen Leben der Grönländer bildet das Weihnachtsfest. Wie hat auch hier das Christentum Wandel geschaffen! Wie war es

um die Weihnachtszeit in Grönland einst und jetzt?

Es ist der 22. Dezember. Das Weihnachtsfest der Christen ist nahe. Die armen Eskimos in ihrem einsamen kalten Winkel wußten einst nichts von Weihnachten, aber ein Fest hatten sie um diese Zeit doch auch. Mit dichter Eis- und Schneedecke ist die Erde überzogen und Eis- und Rauchfrost ziehen sich tief hinein in den Eingang der Hütten; aber das hält sie doch nicht ab, die Reise anzutreten zu den Festlichkeiten, die heute alle Freunde und Verwandte vereinigen, denn es ist Sonnenfest. Der traurige Winter mit seiner langen, langen Nacht, die nur sparsam erhellt ist vom bleichen Scheine des Mondes und dem

wallenden Feuer des Nordlichts hat am längsten gewährt. Die Sonnenwende ist da — damit auch die Hoffnung, das sommerliche Gestirn bald wieder zu sehen, das gutes Wetter bringt zum Fang der Seehunde. Das ist die Ursache der Festfeier. In großen Scharen strömen die Gäste zusammen. Mit großer Freude werden die Kommenden empfangen. Man nötigt sie, die Oberkleider abzulegen, um sie zum Trocknen über die Thranlampe auf den Rost zu legen. Trockene Kleider werden angeboten; ein weiches Fell darauf zu sitzen, wird ausgebreitet und der Ehrenplatz auf der Pritsche eingeräumt. Die Männer setzen sich zusammen, desgleichen die Frauen und wie überall, so gibt es auch hier viel zu erzählen. Unterdessen ist die Mahlzeit bereitet. Ein großes Gastmahl ist zu erwarten, dessen seltsame Speisekarte dem europäischen Magen zwar nicht sehr behagen würde, aber dem Eskimo einen festlichen Genuß verheißt. Gedörrte Heringe, getrocknetes und gekochtes, halbrohes und verfaultes Seehundfleisch, gekochte Alken und als ganz besonderer Leckerbissen ein Stück halbverfaulten Walfischschwanzes, auch wohl einige Arten Preißelbeeren. Das ist die reichliche Anzahl von Speisen, die man auf die lukullische Festtafel sendet. Die gute Sitte erfordert zwar, sich sehr nötigen zu lassen und nicht zu eilig und eifrig im Zulangen zu sein, damit man nicht für arm und heißhungrig gehalten werde; aber doch verläßt man nicht eher die Mahlzeit als bis sich alle so voll gegessen haben, daß sie platzen möchten. Dann steht man auf zu spielen und zu tanzen. Sie tanzen, indem zwei Reihen Männer und Frauen einander gegenüberstehen, Schultern und Kniee hin- und herbewegen und sich fürchterlich angrinsen, ohne einen Fuß von der Stelle zu bewegen. Die Musik bei diesen Tänzen besteht darin, daß sie durch tiefes Atemholen Töne hervorbringen, welches dem Röcheln eines erstickenden Menschen ähnlich ist — eine solche Musik ist auch des Heidentanzes würdig. Es nimmt auch wohl einer ein trommelähnliches Instrument zur Hand, schlägt darauf einen Heidenlärm, hüpft auf einer Stelle, bleibt auf einem Beine, während er seine Glieder auf die wunderlichste Weise verdreht, singt dabei vor Freude über die wiederkehrende Sonne, den Seehundsfang, die Renntierjagd und rühmt seine Abenteuer oder die Heldenthaten seiner Vorfahren. Die anderen hören zu und begleiten jeden Vers seines Gesanges mit: „Ama, ajah, ajah, ah, hu!" So geht es fort die ganze Nacht hindurch. Am Tage wird ausgeschlafen, des Abends der Bauch von neuem gefüllt. So geht's oft mehrere Nächte fort, bis entweder alle Vorräte aufgezehrt oder die Gäste so abgemattet sind, daß sie kaum mehr reden können. Eine religiöse Bedeutung hat das Sonnenfest nicht, wie die Eskimos überhaupt ja von religiösen Festen nichts wußten. Es ist ein Fest der irdischen Freude, wobei man den sinnlichen Genüssen fröhnt.

Gott Lob, daß die armen Eskimos seit der Predigt des Evangeli-

ums nun bessere Feste feiern. Weihnachtsfeste nach Christenart hat durch treue Arbeit der Missionare die heidnischen Schand- und Lasterfeste vertrieben. Aus Wachholderzweigen fügen sie sich selbst einen künstlichen Christbaum zusammen, der die Tanne ersetzt, weil die in ihrem kalten Klima nicht mehr wächst. Hell strahlen die Lichter im Saale oder in der Hütte. Es werden Weihnachtslieder gesungen und die Weihnachtsgeschichten erzählt und dann erhalten die kleinen Eskimokinder auch ihre Geschenke, wofür seit langer Zeit deutsche Missionsfreunde sorgen. Auch die Erwachsenen sind bei der Bescherung von kindlicher Freude erfüllt und fröhlichen Herzens zieht jedes heim in Frieden zu seiner Hütte. Christus, die helle warme Weihnachtssonne, ist ihr sicherer Leitstern geworden in der dunklen kalten Nacht zu dem seligen Leben in der Herrlichkeit und Sein süßes Evangelium ist zur reichen Quelle des Trostes geworden diesem armen Völklein zwischen Eis und Schnee.

„Und wer nur Gott zum Freunde hat, dem hilft Er allerwegen."

Von **Johanna Spyri.**

Erstes Kapitel: Basti und Fränzeli erlernen ein Lied.

In Bürgeln, dem kleinen Dorfe oberhalb Altorf, sind im Sommer die grünen Wiesen mit dem duftenden Gras und den frischen Blumen gar herrlich anzusehen und zu durchwandern. Schattige Nußbäume stehen ringsum, und an ihnen vorbei, die Wiesen hinunter rauscht der schäumende Schächenbach und macht wilde Sprünge, wenn ihm ein Stein im Wege liegt. Am Ende des Dörfchens, wo nur noch, von Epheu überwachsen, ein alter Turm steht, führt ein Fußweg weiter den Bach entlang. Hier steht ein besonders großer, uralter Nußbaum, und unter seinem kühlen Schatten lagern sich gern die Wanderer und schauen von dem schattigen Sitze zu den hohen Felsen auf, die in den blauen Himmel hineinragen. Wenige Schritte von dem alten Baum entfernt führt ein hölzerner Steg über den tosenden Bach, unmittelbar an den Berg hinan, wo der Fußweg steil hinaufgeht. Dort steht ein Häuschen mit einem kleinen Stall daran, höher hinauf wieder eins und noch eins und dann, wie an den Berg angeworfen, das kleinste von allen, von so niedriger Thür, daß kein Mann eintreten könnte, ohne sich zu bücken. Der Geißenstall hinten ist auch so klein, daß gerade nur die magere Geiß hineingeht, weiter gar nichts. Das Häuschen hat nur zwei Räume, Stube und Kämmerchen daneben, und vor der Stubenthür ein Plätzchen, wo der kleine Herd steht. Im Sommer bleibt die Hausthür

den ganzen Tag offen und macht diesen kleinen Raum hell, sonst ist er ganz dunkel. In dem Häuschen hat der Wildheuer Joseph gewohnt, aber schon seit vier Jahren ist er tot, und nun wohnen noch seine Frau und zwei Kinder darin: die stille fleißige Afra mit dem kleinen Basti, dem festen, gesunden Buben, und dem noch kleineren Fränzeli, dem zarten, hellgelockten Mädchen. Der Joseph und die Afra hatten sehr still und friedlich miteinander gelebt und ihre kleine Behausung nur dann miteinander verlassen, wenn sie zusammen in die Kirche gingen. Sonst blieb Afra immer bei ihrer Arbeit zu Hause, Joseph aber ging am Morgen auf seinen Verdienst aus und kam abends wieder. Als ihnen ein Knäblein geschenkt wurde, sahen sie im Kalender nach, und da es der Tag des heiligen Sebastian war, gaben sie ihrem Kinde diesen Namen. Als dann das kleine Mädchen an dem Tage des heiligen Franziskus geboren wurde, hießen sie es Franziska, woraus dann, nach der Sitte des Landes, ein Fränzeli wurde. Die Kinder waren immer der Afra bestes Gut gewesen und, seit sie ihren Mann verloren hatte, ihr großer Trost und ihre einzige Freude auf Erden. Sie hielt ihre Kinder so sauber und ordentlich, daß kein Mensch gedacht hätte, sie kämen aus dem geringen Häuschen und gehörten einer der ärmsten Frauen der ganzen Gegend an. Jeden Morgen wusch sie sie mit aller Sorgfalt und kämmte das lichtblonde Lockenhaar des Fränzeli, daß es nicht so verwildert aussehe, und jeden Sonntagmorgen war von den zwei Hemdlein, die jedes besaß, wieder eins gewaschen, und darüber wurde dem Fränzeli das bessere Röcklein und dem Basti die Höschen vom Vater her angezogen. Sonst hatten beide nichts anderes auf sich, Strümpfe und Schuhe kamen den ganzen Sommer nicht an ihre Füße. Im Winter hatte die Mutter dann schon etwas Warmes für sie bereit, freilich nicht viel; es war nicht notwendig, die Kinder kamen dann fast gar nicht zum Häuschen hinaus. Aber für diese und alle sonstige Arbeit, die zu thun war, mußte die Afra früh und spät sein und konnte sich wenig Ruhe gönnen. Aber nichts war ihr zu viel: wenn sie nur ihre Kinder bei sich hatte und die beiden mit ihren fröhlichen Augen zu ihr aufschauten, vergaß sie gleich alle Müdigkeit, die sie noch eben niederdrücken wollte, und kein Wohlleben der Welt hätte sie für ihre Kinder eingetauscht. Sie gefielen auch jedem wohl, der sie sah. Wenn sie miteinander Hand in Hand den Berg herunterkamen — denn der Basti hielt als guter Beschützer das Fränzeli immer fest an der Hand —, dann sagte manchmal ein Nachbar, der sie vorbeigehen sah, zum andern: „Es hat mich doch schon manchmal wunder genommen, was die Afra mit ihren Kindern macht; seit die meinen auf der Welt sind, haben sie nie so appetitlich ausgesehen, wie diese zwei.“

„Gerade das wollte ich auch eben sagen“, erwiderte gewöhnlich der andere; „ich will doch einmal meine Frau fragen, wie das zugeht.“ Die Frauen aber hörten das nicht besonders gern und sagten, da könne

man nichts dafür, die einen Kinder seien nun einmal so und die anderen anders, und die Afra müsse nicht meinen, daß schöne Kinder die Hauptsache seien. Das meinte aber die Afra durchaus nicht, nur wollte sie, da ihr der liebe Gott einmal so liebliche Kinder gegeben, dieselben nicht durch Schmutz verunstalten. Wenn aber ein Nachbar zu ihr sagte: „Afra, Eure Kinder gefallen mir; der Bub' ist wie ein Erdbeerapfel, und das Fränzeli mit den zarten Bäcklein und den goldenen Ringellocken ist gerade wie ein Altarbildchen", dann erwiderte sie: „Wenn sie mir der liebe Gott nur gesund erhält und sie auch brav werden, darum bet' ich alle Tage." Und das that sie wirklich.

Es waren nun bald fünf Jahre vergangen, seit sie ihren Mann verloren hatte. Der Basti war vor einiger Zeit sechs Jahre alt geworden, das Fränzeli fünf, sah aber, so zart und fein gebaut, wie es war, wohl um zwei Jahre jünger aus, als der feste Basti mit seinen kräftigen Gliedern.

Es war ein rauher Herbst; früh trat der Winter ein und schien recht hart werden zu wollen. Schon im Oktober fiel tiefer Schnee und ging nicht mehr weg. Im November stand das Häuschen der Afra so tief darin, daß man kaum mehr hinaustreten konnte. Basti und Fränzeli saßen in ihrer Ecke beim Ofen und kamen nie mehr vor die Thür. Die Mutter mußte dann und wann hinaus, that es aber nur, wenn sie auch nicht ein Bröcklein mehr im Hause hatte. Den Berg hinunterzukommen, war fast unmöglich, so tief lag der Schnee; und einen Pfad machte da niemand, als etwa ein einzelner Mann, der noch höher oben wohnte, und in dessen Fußstapfen sie dann zu treten suchte. Hatte es aber frisch geschneit, so mußte sie den Weg selbst suchen und sich bahnen. Kam sie dann von diesen Gängen nach Hause, so war sie oft so müde, daß sie sich alle Gewalt anthun mußte, um nicht niederzusinken. Und doch gab es dann noch so viel zu thun, daß sie noch lange sich keine Ruhe gönnen konnte. Aber doch war es nicht die Müdigkeit, die sie jetzt oft schweigsam machte und ihr so manchen schweren Seufzer auspreßte, wenn sie endlich abends sich hinsetzte, um noch das Zeug der Kinder zu flicken. Schwere Sorgen drückten sie nieder und wuchsen mit jedem Tage. Oft wußte sie nicht mehr, wie sie ein Stücklein Brot erwerben könne, so selten bekam sie Arbeit, und hatte sie eine Woche lang nichts verdient mit Stricken oder Spinnen, so konnte sie kein Brot kaufen, und die wenige Milch von der mageren Geiß war die ganze Nahrung für alle drei.

So sann die Afra oft stundenlang in der Nacht hin und her, was sie thun könnte, um nur irgendetwas, wenn auch noch so wenig, zu erwerben; denn noch drei lange Wintermonate lagen vor ihr. Sonst, wenn die Mutter die Kinder zu Bett gelegt und sich neben sie an ihre Flickarbeit gesetzt, hatte sie ihnen immer ein Lied gesungen, und dabei waren sie

eingeschlafen. Jetzt saß die Mutter still da und kein Gesang wollte aus dem gepreßten Herzen aufsteigen.

So saß sie eines Abends schweigend und kummervoll da, draußen heulte der Wind und rüttelte so an dem Häuschen, als wollte er es umwerfen. Das Fränzeli war gleich eingeschlafen, denn wenn es nur die Mutter bei sich sitzen sah, hatte es keinen Kummer, wenn auch der Wind noch so arg heulte und pfiff. Der Basti aber hatte die Augen noch ganz offen und schaute der Mutter zu, wie sie flickte. Plötzlich sagte er: „Aber Mutter, warum singst du auch nie mehr?"

„Ach Gott", seufzte sie, „ich kann es nicht mehr."

„Weißt du das Lied nicht mehr? So wart, ich will dir schon zeigen, wie es geht", und Basti setzte sich aufrecht in seinem Bett und fing an zu singen:

„Jetzo kommt die Nacht herfür,
Liegt auf Wald und Wegen,
Und wir beten all' zu Dir:
Gib uns Deinen Segen!"

Mit fester, klarer Stimme hatte Basti völlig richtig den Vers durchgesungen, den er so manchen Abend von der Mutter gehört hatte, und diese war ganz verwundert. Plötzlich schoß ihr ein Gedanke durch den Kopf. „Den hat mir der liebe Gott geschickt", sagte sie, und blickte freudig auf ihren Buben hin. „Basti, du kannst mir etwas verdienen helfen, daß ich für dich und Fränzeli wieder Brot habe, das willst du doch gern?"

„Ja, ja, ich will, — jetzt gleich?" fragte Basti in großem Eifer und stieg sofort aus dem Bett heraus.

„Nein, nein, geh nur wieder hinein; siehst du, wie du frierst?" und die Mutter steckte schnell den Kleinen wieder unter die Decke. „Aber morgen will ich dich ein Lied lehren, und am Neujahrstage kannst du es den Leuten singen; es währt nicht mehr lange bis dahin, und dann geben sie dir Brot und vielleicht Nüsse."

Basti kam über die Aussicht auf diese Gaben und auf seine wichtige Thätigkeit in solche Aufregung, daß er gar nicht einschlafen konnte und einmal ums andere fragte: „Mutter, ist es bald morgen?" Aber zuletzt wurde doch der Schlaf Meister und drückte dem Basti die Augen zu.

Am Morgen erwachte er mit demselben Gedanken, mit welchem er eingeschlafen war, aber mußte sich noch gedulden, denn die Mutter sagte: „Erst am Abend können wir singen, am Tage hab' ich viel zu thun." Da verkürzte sich Basti die Zeit damit, daß er dem Fränzeli erzählte, was ihn die Mutter lehren wollte, und daß er dann Brot heimbringen werde und vielleicht auch Nüsse. Das Fränzeli hörte ganz gespannt zu und konnte auch kaum den Abend erwarten.

Als es nun dunkel geworden und die Mutter mit allen Geschäften

zu Ende war, zündete sie das Lämpchen an, setzte sich an den Tisch und zog das Fränzeli auf die eine, den Basti auf die andere Seite zu sich heran. Dann nahm sie die warmen Strümpfchen vor, die für den Basti zu seiner Reise gestrickt werden mußten, und sagte: „Hör mir jetzt recht zu, Basti, ich will dir den ersten Vers ein paar Mal vorsingen, dann wollen wir probieren, ob du ihn kannst", und nun fing die Mutter zu singen an. Es währte auch gar nicht lange, so sang der Basti schon mit, und plötzlich fing auch das Fränzeli mitten hinein ganz eifrig zu singen an. Als das die Mutter hörte, nickte sie ihm freundlich zu, und als dann der Vers zu Ende war, sagte sie: „Das ist recht, Fränzeli, vielleicht lernst du's auch noch." Als sie nun so zusammen viele Male den Vers gesungen hatten, sagte die Mutter: „Willst du's nun probieren, Basti? Das Fränzeli hilft auch ein wenig mit; was meinst, Fränzeli?" Es nickte fröhlich, und der Basti begann mit fester Stimme sein Lied. Wie mußte aber die Mutter staunen, als das Fränzeli mit einem silberhellen Stimmchen einfiel, das sie vorher noch gar nicht so gehört hatte, und wenn der Basti noch etwa aus der Melodie fallen wollte, so sang die Kleine weiter wie ein Vögelein, das ohne Mühe und ganz richtig seine Melodie zu Ende singt. Die Mutter war hocherfreut; sie hatte nie daran gedacht, daß das kleine Fränzeli mithelfen könne; und es klang so hübsch, als nun die beiden zusammen sangen, daß sie nur immer hätte zuhören mögen. Sie hatte so viel mehr erreicht, als sie erwartet. Jeden Abend wurde nun mit allem Fleiß gesungen, und als die Woche zu Ende war, konnten die Kinder schon das ganze Lied mit allen vier Versen ohne Anstoß, und das machte ihnen so große Freude, daß sie immer wieder von vorn anfingen, wenn sie zu Ende waren und gar nicht genug bekommen konnten von ihrem Singen. Die Mutter war sehr froh darüber, denn nun konnte sie sicher sein, daß die Kinder nicht stecken bleiben würden, auch wenn sie nicht bei ihnen wäre.

Der Dezember war gekommen und der Jahresschluß nahe. Kurz zuvor setzte sich am Abend die Mutter noch einmal mit den Kindern hin, um zu hören, ob sie auch sicher seien in ihrem Gesang, und stimmte das Lied an; aber jetzt kamen diese der Mutter immer voran, so sicher und eifrig waren sie, und die Mutter mußte durchaus ihren Takt beschleunigen, wenn sie mit wollte. Ohne Anstoß sangen sie alle vier Verse ihres Neujahrsliedes. Es hieß so:

„Nun ist das alte Jahr dahin,
Ein neues ist gekommen,
Wir wünschen, daß es euch erschien
Zu eurem Heil und Frommen.

Jetzt ist die kalte Winterzeit,
Die Erde starrt im Eise,
Doch ist der liebe Gott nicht weit
Und hilft nach Seiner Weise.

Doch wird es manchem Vöglein schwer,
Sein Futter zu erreichen,
Und auch die Kinder ziehn umher
Und suchen sich desgleichen.

Nun bring' euch allen früh und spat
Das Jahr viel Heil und Segen,
Und wer nur Gott zum Freunde hat,
Dem hilft Er allewegen.."

Zweites Kapitel. Unerwartete Neujahrsfänger.

Der Neujahrsmorgen war gekommen. In aller Frühe war die Mutter zur Kirche gegangen, denn das versäumte sie nie. Nun fing sie an, die harrenden Kinder in alle warmen Sachen zu packen, die sie nur hatte; freilich viel waren es nicht, doch hatte sie auch dem Fränzeli noch ein Paar warme Strümpfe gestrickt, die brauchte es ja heute besonders. Zuletzt nahm die Mutter ein altes Tuch hervor, das sie sonst selbst umlegte, wickelte das Fränzeli um und um darein, nahm es auf den Arm und sagte: „So, nun können wir gehen." Der Basti zog voran und arbeitete sich ganz tapfer durch den hohen Schnee bis hinunter auf den Weg, dem Schächenbach entlang. Hier konnte er neben der Mutter gehen und hatte so viel zu fragen, wohin sie nun kommen und was dann geschehen werde, daß die Zeit ganz schnell verging und er unvermerkt seine dreiviertel Stunden zurückgelegt hatte.

Sie waren jetzt bei den ersten Häusern von Altorf angelangt. Die Mutter sah gleich, daß schon eine Menge Kinder unterwegs waren, um ihre Neujahrslieder zu singen; in allen Häusern gingen sie aus und ein. Die Afra ging ohne Aufenthalt bis zum großen Gasthaus, das unweit der Kirche bei dem alten Turme steht. Hier war es noch ziemlich still. Die Mutter stellte das Fränzeli auf den Boden, packte es aus und schickte dann die Kinder in das große Haus hinein; dort sollten sie gleich beim Eintritt ihr Lied anstimmen. Sie selbst zog sich ein wenig hinter den Turm zurück, doch so, daß sie die Kinder sehen konnte, wenn diese wieder herauskamen.

Basti trat, das Fränzeli fest an der Hand haltend, in das Haus ein, fing gleich mit heller Stimme sein Lied zu singen an, und Fränzeli stimmte ganz melodisch mit ein. Da wurde die Thür der Gaststube aufgemacht, die Leute riefen die Kinder herein, lobten sie für ihren Gesang, und in den Korb, den die Mutter dem Basti an den Arm gegeben, flog von da und dort manches Stück Brot und hier und da auch ein Bätzlein, und die Frau des Hauses legte eine große Hand voll Nüsse hinein und sagte: „Am Neujahr müßt ihr auch etwas aufs Brot haben!" Nun dankte der Basti ganz laut und Fränzeli leise, und dann

liefen die Kinder voller Freude über die Gaben zur Mutter hinaus. Nun ging es weiter nach einem andern Hause, aber da waren schon singende Kinder und andere kamen noch nach, so daß manchmal eine ganze Schar miteinander in demselben Hause stand. Wollten sie dann alle durcheinander singen, so kam die Frau oder Mann heraus und sagten, sie wollten lieber jedem ein Stück Brot geben, als solchen Lärm haben; manchmal bekamen nicht alle von den Gaben und mußten leer wieder fort. Aber mehr als einmal, wenn da so viele zusammen vor einer Thür standen, rief die Frau das Fränzeli zu sich heran und sagte freundlich: „Komm, du Kleines, du erfrierst ja fast, du mußt etwas haben, aber dann gehe heim, du zitterst ja wie ein Läublein."

Nachdem die Kinder so in fünf oder sechs Häusern gesungen hatten und nun wieder aus einem heraustraten, sah die Mutter, daß es nicht länger so ging; es war so bitterkalt, daß sie selbst fast erstarrt war, und das zarte Franzeli zitterte an all' seinen Gliedern so, daß es gar nicht mehr singen konnte. Sogar der Basti war völlig blau geworden und hatte so steife Hände, daß er nichts mehr fassen konnte und nur den Arm mit dem Korb vorstreckte, wenn er etwas bekommen sollte.

Jetzt wickelte die Mutter rasch das Fränzeli wieder ein und nahm es auf den Arm.

„Und du, Basti", sagte sie, „lauf nur recht, komm, so wirst du wieder warm." Nun liefen sie ohne stillzustehen, bis sie wieder daheim in ihrem Häuschen waren, und nun setzten sie sich alle drei um den kleinen Ofen ganz nahe zusammen, bis Hände und Füße wieder warm waren. Dann holte Basti den Korb herbei; sie mußten doch sehen, was alles drinnen war. Die Kinder bekamen auch nach der großen Anstrengung jedes ein schönes Stück Brot und ihre Nüsse dazu, und so feierten sie zusammen einen fröhlichen Neujahrsabend. Auch die Mutter war froh und dankbar; war ihr auch keine durchgreifende Hilfe zu teil geworden, so hatte sie doch für manchen Tag genug Brot, und hier und da war ja auch ein Batzen mit in den Korb hineingeflogen, den konnte sie gar gut gebrauchen.

Freilich folgten noch schwere, kummervolle Tage und die Mutter hatte noch oft mit Mangel und Frost zu kämpfen. Aber endlich ging der lange Winter zu Ende, die warme Sonne schien wieder, die Kinder konnten wieder vor dem Hüttchen sitzen und mußten nicht mehr frieren. Auch die Geiß wurde wieder hinausgeführt, konnte von dem jungen, schönen Gras fressen und gab wieder ein wenig mehr Milch.

Der Mutter war eine große Last dadurch abgenommen, daß sie nicht mehr überall nach Holz suchen mußte, um das dünne Häuschen notdürftig zu erwärmen, denn jetzt glitzerte die Sonne warm in die Fenster, und schöne, laue Luft strömte herein. Aber die Mutter hatte sich den ganzen Winter durch so sehr angestrengt und so mangelhafte Nahrung zu sich

genommen, daß sie ganz um ihre Kräfte gekommen war, und auch die warme Frühlingssonne konnte ihr dieselben nicht wiederbringen. Trotzdem ließ sie nicht nach in ihrem Fleiß und ihrer rastlosen Thätigkeit von früh bis spät, und wenn sie auch manchmal vor Müdigkeit und Schwäche zu erliegen glaubte, eine große, innere Angst trieb sie immer wieder neu an; denn sie sah wohl voraus, wenn sie sich und die Kinder nicht mehr durchbringen könnte, würden sie ihr von der Armenbehörde weggenommen und irgendwo untergebracht, damit sie in einem Dienst ihr Brot erwerben könnte. Und der Gedanke war ihr so schrecklich, daß sie lieber ihre letzte Kraft einsetzen wollte.

Jetzt waren die langen, heißen Sommertage gekommen. Von dem wolkenlosen Himmel sandte die Sonne ganze Gluten auf die Bergwände nieder, an denen überall das Spätheu zum Trocknen lag, oder schon in Bündel gemacht wurde. Auch Afra war mit den Kindern hinaufgestiegen, wo hoch am Felsen droben ihr ein kleines Stückchen Erde gehörte, von dem sie jedes Jahr das Winterfutter für ihre Geiß gewann. Sie hatte das Heu, das sie tags zuvor abgemäht, zusammengebunden, um es nun als ganz warme und trockene Bürde auf dem Kopf nach Hause zu tragen. Das Fränzeli hielt sich, wie immer, wenn die Mutter keine Hand frei hatte, fest an deren Kleide, Basti aber hatte auch eine kleine Heubürde zu tragen.

Daheim holte die Mutter gleich die Milch herbei, denn sie hatten alle seit dem kärglichen Frühstück nichts genossen als zwischendurch ein Stück Brot, das sie mitgenommen, und nun war es schon fünf Uhr abends. Als die Mutter zur Milch den Rest des Brotes aus dem Schrank nahm, sah sie erst, wie sehr klein er war. Ehe sie die bestellten Strümpfe fertig gestrickt hatte, bekam sie kein Geld, um Brot zu kaufen, und gestern und heute hatte sie wegen der Arbeit nicht stricken können. Die Mutter gab die Hälfte des kleinen Stückchens dem Fränzeli, die andere dem Basti und sagte: „Ich weiß wohl, daß ihr rechten Hunger habt, aber ihr begreift es schon, daß ich euch nicht mehr geben kann; seht, es ist eben nichts mehr da. Aber heut' Abend will ich fleißig stricken, dann kann ich euch morgen ein größeres Stück geben.“ Basti nahm fröhlich sein Stücklein in Empfang; aber er biß noch nicht hinein, er sah noch auf die Mutter, die Milch in die Schüsselchen goß, die sie den Kindern gab, sich dann hinsetzte und ihren Kopf in die Hand legte. Basti schaute sie noch immer unverwandt an.

„Wo hast du dein Brot, Mutter?“ fragte er endlich.

„Ich habe keins, Basti, aber ich habe auch keinen Hunger, ich brauche nichts“, erwiderte die Mutter. Da kam das Fränzeli hurtig heran und steckte der Mutter schnell noch ein ganz kleines Bröcklein in den Mund, das es noch übrig hatte, und der Basti streckte sein Stücklein auch hin und sagte ganz kläglich: „Ja, wenn du keins hast, dann mußt du verhun-

gern; so wollen wir teilen.“ Aber die Mutter hielt es ihm wieder hin: „Nein, nein, Basti, iß nur fröhlich: sieh, ich könnte nicht essen, es ist mir nicht so recht. Wenn ich nur morgen nach Altorf hinunter zum Doktor gehen könnte, er würde mir doch einen Rat geben; so geht's nicht mehr.“

Die letzten Worte sagte sie leise für sich und plötzlich sank sie mit geschlossenen Augen zurück; vor Schwäche und Mattigkeit hatte eine Ohnmacht sie befallen. — Der Basti schaute die Mutter eine Weile an, dann sagte er leise zu Fränzeli: „Komm, ich weiß schon, was ich mache, aber du mußt ganz leise sein, daß du die Mutter nicht weckst; siehst du, sie will ein wenig schlafen.“ Damit faßte er das Fränzeli fest an der Hand, zog es gegen die Thür, und es konnte gar nicht anders als leise sein, denn es hatte weder Strumpf noch Schuh an seinen kleinen Füßen, wie der Basti auch nicht. So kamen sie ganz still zur offenen Thür hinaus und wanderten zusammen den Berg hinunter. Als sie den steilen Fußweg den Berg hinunter zurückgelegt hatten und nun ihre Wanderung längs dem tosenden Wasser fortsetzten, drückte der Basti das Fränzeli vom Bach weg auf die andere Seite des Weges und noch ein gutes Stück weit in die Wiese hinein und sagte belehrend: „Siehst du, Fränzeli, man darf nie, nie auf der anderen Seite gehen, sonst fällt man in den Schächen hinunter; das hat die Mutter gesagt, und so kleine Kinder wie du würden auf der Stelle ertrinken.“ Das begriff Fränzeli und ließ sich ganz willig durch die Wiese führen. Dann begann der Basti wieder: „Siehst du, Fränzeli, jetzt gehen wir nach Altorf in die Häuser und singen wieder unser Lied, dann bekommen wir Brot und vielleicht auch Nüsse, dann bringen wir alles der Mutter, weißt, weil sie heut' kein Brot mehr bekommen hat; aber kannst du auch das Lied noch singen?“

Fränzeli war sehr erfreut über dieses Reiseziel und wanderte mit neuem Eifer durch die Wiese und dann auf der steinigen Straße trotz seiner nackten Füßchen. Es sagte, das Lied könne es schon noch, und Basti schlug vor, es noch einmal zu probieren. So stimmten die Kinder laut ihr Neujahrslied an. Sie konnten es noch ganz gut, fingen immer wieder von vorn an, und so kamen sie unvermerkt bis nach Altorf hinunter, obschon Fränzelis zarte Füßchen vor Anstrengung ganz rot geworden waren. Als sie die ersten Häuser des Fleckens erreicht, hörten sie auf zu singen, und Basti sagte: „Ich weiß noch ganz gut, bei welchem Haus man anfängt, hier noch nicht.“ Er zog Fränzeli, das jetzt ein wenig müde war, bis zu dem großen Gasthaus „Zum goldenen Adler“, in das die Mutter sie am Neujahrstage zuerst hineingeschickt hatte. Aber jetzt sah es da anders aus als damals. Die Abendsonne warf goldene Strahlen auf den freien Platz vor der Hausthür, und ein ziemlicher Lärm erscholl von dorther. Eine ganze Gesellschaft von Fremden war angekommen, lauter junge Herren in schönen, farbigen Mützen; die hatten gleich nach ihrer Ankunft den großen Tisch aus der Gaststube herausge-

tragen, draußen auf den freien Platz hingestellt, und nun saßen sie alle daran und aßen und tranken in großer Fröhlichkeit, denn sie hatten heute einen langen Marsch gemacht und ließen es sich nun wohl sein. Als Basti die vielen Herren an dem Tisch erblickte und Fränzeli vor Furcht stillstand, fand er es am besten, gleich aus der sichern Ferne die Herren anzusingen, und so stimmte er denn mit aller Kraft an, damit sie es auch durch den Lärm, den sie selbst machten, hören konnten.

„Still", donnerte plötzlich die ungeheure Stimme des gewaltig großen Menschen, der oben am Tisch saß, „still sag' ich, ich höre Gesang, wir bekommen Musik zu unserer Abendtafel."

Die Herren sahen sich alle um, und als sie die Kinder erblickten, die sich ein wenig hinter den alten Turm gestellt hatten, winkten alle, und eine Menge Stimmen riefen zugleich: „Nur heran!" — „Nur näher!" — „Nur hierher!"

Die Kinder hatten aufgehört zu singen, und der Basti kam sehr bereitwillig heran; er mußte aber das Fränzeli ein wenig ziehen, denn es fürchtete sich sehr.

Jetzt streckte der große Blonde mit dem dicken Bart seinen langen Arm aus, zog den Basti noch näher zum Tisch heran, und alle riefen: „Nun laß sie singen, Barbarossa."

„So, nun singt euer Lied," befahl dieser, „nur tapfer!"

Basti fing mit lauter Stimme an, und Fränzelis Stimmchen tönte wie ein leises, silbernes Glöckchen dazu, und ohne Wanken sangen sie:

„Nun ist das alte Jahr dahin,
Ein neues ist gekommen.
Wir wünschen, daß es euch erschien
Zu eurem Heil und Frommen."

„Barmherzigkeit! Wir sind auf die andere Seite der Weltkugel geraten, hier feiern sie Neujahr!" schrie Barbarossa laut auf, und nun ging ein Rufen und Lachen los, daß es einen ungeheuren Lärm gab.

„Hört doch auf und macht nicht solchen Spektakel", rief jetzt der hohe Schwarzlockige, der neben Barbarossa saß; „seht doch das kleine Madönnchen an, es zittert ja vor Schrecken."

Nun gab es wirklich Ruhe, und alle schauten nach dem Fränzeli, das sich ängstlich an Basti festhielt.

„Ritter Maximilian, nimm du dich des Madönnchens an!" befahl Barbarossa, „und dann weiter mit dem Gesang!"

Maximilian nahm das Fränzeli freundlich bei der Hand und sagte: „Komm du zu mir, du kleines Mädchen, da kann dir niemand was zuleide thun."

Fränzeli hielt vertrauensvoll seine Hand fest, und sobald es ruhig ward, stimmte Basti wieder an:

„Jetzt ist die kalte Winterszeit,
Die Erde starrt im Eise,
Doch ist der liebe Gott nicht weit
Und hilft nach seiner Weise.“

„Mich hat er wirklich heute vor Frost bewahrt,“ warf Barbarossa ein, an dem alles wie in Gluten stand: die Augen, die Wangen und der Bart.

Lärm und ungeheures Lachen waren wieder ausgebrochen, aber viele riefen nun:

„Weiter!“ — „Weiter!“ — „Weiter!“ Die Kinder sangen:

„Doch wird es manchem Vöglein schwer,
Sein Futter zu erreichen,
Und auch die Kinder ziehn umher
Und suchen sich desgleichen.“

„Das müssen sie haben, das müssen sie haben,“ riefen sie nun von allen Seiten, und eine Menge Teller mit ganzen Schichten von guten Sachen wurden zu den Kindern hingeschoben. Aber Basti ließ sich nicht verlocken; mit fester Stimme sang er weiter und das Fränzeli half bis zu Ende mit:

„Nun bring euch allen früh und spat
Das Jahr viel Heil und Segen,
Und wer nur Gott zum Freunde hat,
Dem hilft er allerwegen.“

Nun brach ein ungeheurer Jubel aus und alle riefen durcheinander: „Das ist ein schöner Wunsch! Der bringt uns Glück auf die Reise!“

Barbarossa aber zog nun den Basti zu sich und stellte einen Teller mit so vielen schönen Sachen vor ihn hin, wie er sie in seinem Leben noch nie gesehen hatte. Auf dem Rande lag ein großes Stück schneeweißes Brot, und Barbarossa sagte ermunternd: „So, mein Sohn, nun geh tapfer ans Werk und gib nicht nach, bis du alles besiegt hast.“ Und all' die anderen Teller mit den hohen Haufen darauf wurden ihm noch zugeschoben, und von allen Seiten rief es: „Den auch!“ — „Das soll er auch noch haben!“

Basti stand da und schaute auf all' die Schätze mit hellem Entzücken in den Augen, und vor Erwartung wurden ihm die Augen immer größer, aber er berührte nichts. Dem Fränzeli, das immer noch die Hand seines Beschützers festhielt, hatte dieser einen ebenso reichlich gefüllten Teller vorgesetzt und es aufgefordert, zuzugreifen. Fränzeli hatte durch den langen Marsch einen großen Hunger, nahm gleich ein schönes Bröcklein an die Gabel und wollte es zum Munde führen; aber es guckte schnell noch nach dem Basti, und als es sah, daß dieser keinen Bissen aß, legte es hurtig sein Bröcklein in den Teller zurück.

„Was ist denn mit dir los? Warum greifst du denn nicht an, mein

tapferer Tellen-Enkel? Wie heißest du denn eigentlich?" fragte Barbarossa.

„Basti heiß ich," war die Antwort.

„Gut, Basti, mein Sohn, was hast du denn für tiefe Gedanken, die dir so die Augen aufreißen und den Appetit benehmen?"

„Wenn ich nur einen Sack hätte!" kam es jetzt heraus.

„Einen Sack? Und was dann?"

„Dann will ich alles hineinthun und der Mutter bringen, sie hat heute kein Brot mehr gehabt."

Nun wurden die Herren ganz mitleidig und viele riefen, man müsse ihm einen Sack holen, er solle seinen Willen haben; andere fragten, wo die Mutter wohne, ob sie gleich in der Nähe sei. Als Basti antwortete, sie wohne in Bürgeln oben auf dem Berge, brachen alle in Verwunderung aus, und Barbarossa sagte: „Wenn ihr von dort oben heruntergekommen seid, so habt ihr doch gewiß auch Hunger, — nicht Basti?"

„Ja, und auch noch, weil wir heute nur ganz wenig Brot bekommen haben," bestätigte dieser; „aber morgen kann die Mutter vielleicht die Strümpfe fortbringen, dann bekommen wir mehr."

Jetzt wollte jeder der Herren etwas thun, die einen einen Sack holen, die andern einen Träger; aber Barbarossa rief, alle übertönend: „Jetzt will ich vor allem sehen, wie diese zwei Menschenkinder sich satt essen, und dann kommt das Weitere. Nun hör, Basti! Was hier auf deinem Teller liegt, das ißt du, und wenn du fertig bist, so bekommt deine Mutter alles übrige."

„Das alles?" fragte Basti und wies mit leuchtenden Augen auf alle die gefüllten Teller hin.

„Alles!" bestätigte nun Barbarossa. „Kannst du nun anfangen?" Jetzt ergriff Basti seine Gabel und aß mit so erfreulichem Appetit darauf los, daß Barbarossa mit großer Befriedigung zuschaute, die Maximilian besonders mitempfand, als nun auch Fränzeli es wagte, endlich seinen großen Hunger zu stillen. Die Thätigkeit wurde nur hier und da durch eine kurze Frage und Antwort unterbrochen.

„Hat euch eure Mutter hierher geschickt, das Lied zu singen?" fragte einmal Barbarossa.

„Nein, sie ist eingeschlafen, weil sie kein Brot gegessen hatte und müde war. Sie wollte auch zum Doktor gehen, daß er ihr einen Rat gebe," erklärte der Basti, „und da bin ich mit dem Fränzeli gegangen, daß die Mutter Brot bekomme, wenn sie erwacht, denn wir haben das erste mal auch Brot bekommen, als wir hier gesungen haben."

Jetzt begriffen die Herren, wie es gekommen, daß die Kinder ihnen das Neujahrslied gesungen hatten, und Barbarossa rief: „Ich trage darauf an, daß wir alle miteinander unsere Sänger nach Bürgeln hinaufbegleiten. Ohnehin müßten wir morgen die Stätte aufsuchen, wo die

Wellen des wilden Schächenbachs den braven Tell verschlungen haben. Wir machen heute eine Mondscheinpartie daraus und bringen unsere entlaufenen Freunde ihrer Mutter wieder."

„Und du als guter Mediziner gibst ihr gleich einen guten Rat," setzte Maximilian hinzu.

Als er dann aber sah, daß schon alle Freunde ihre Sitze verließen, die Stöcke schwenkten und gleich auf und davon wollten, da rief er ganz entrüstet ihnen zu: „Was meint ihr eigentlich? Soll denn dieses kleine, zarte Wesen mit euch Schritt halten? Soll es überhaupt zum zweiten mal diesen ganzen Weg auf seinen zwei winzigen Füßchen zurücklegen? Erst spannt der Wirt seinen Gaul vor, dann wird das kleine Mädchen mit dem Proviantkorb in den Wagen gesetzt, und dann erst geht's vorwärts."

„Dein Gedanke ist gut," bemerkte Barbarossa mit einem Blick auf den ungeheuren Korb, den die Wirtin statt eines Sackes gebracht, denn als sie verstanden, was die Herren von ihr wollten, hatte sie ihnen bewiesen, daß all' die verschiedenen Nahrungsmittel nicht in einen Sack zusammengeworfen werden könnten, und hatte darum einen gewaltig großen Korb herbeigeschafft und alles dahinein gepackt.

„Das Beste ist nun," fuhr Barbarossa zu Maximilian gewendet fort, „du bleibst, setzest dich mit deinem Madönnchen und dem Proviantkorb in den Wagen; wir gehen unterdessen voraus und Basti macht den Wegweiser." Das wurde beschlossen; als aber der Zug sich in Bewegung setzen wollte, machte Barbarossa noch einmal Halt und sagte ernsthaft: „Keiner kann wissen, welchen Gefahren und Strapazen wir auf dieser nächtlichen Reise entgegengehen; darum folge jeder meinem Beispiel und stecke eine Flasche kräftigen Weines in seine Tasche." Damit schritt er in das Haus hinein, um sich eine zu verschaffen, alle anderen folgten ihm lärmend nach, der Vorschlag hatte vollen Anklang gefunden.

Endlich waren dann wieder alle auf dem Platze und die Reise konnte angetreten werden. An der Spitze des Zuges marschierte der gewaltige Barbarossa, den kleinen Basti zur Seite. Bald hob auch Maximilian das Fräulein in die offene Chaise hinein, setzte sich an seine Seite, den hochgepackten Korb daneben, und fort ging's in den schönen Abendschein hinein, der von der untergegangenen Sonne noch golden am Himmel flimmerte. Dem Fränzeli aber gefiel es außerordentlich gut, so im Wagen zu fahren, den freundlichen Beschützer an seiner Seite. Das Vertrauen zu ihm war so groß geworden, daß es sich fortwährend mit ihm unterhielt und ihm erzählte, wie es daheim mit der Mutter und dem Basti und der Geiß lebte, und was sie alles thun.

Drittes Kapitel: Eine Ueberraschung nach der andern.

Die Mutter daheim war unterdessen ein paarmal halb erwacht, hatte aber nicht die Kraft gehabt, sich ganz zu ermannen, immer war sie wieder zurückgesunken und hatte mehrere Stunden in einer Art Betäubung dagelegen. Endlich aber erwachte sie. Schon war die Dämmerung hereingebrochen. Ihre Kinder konnte sie nicht sehen, sie war aber so müde, daß sie noch sitzen blieb. „Basti!“ rief sie nach einiger Zeit, als alle still um sie her blieb, „Fränzeli, wo seid ihr?“ Sie erhielt keine Antwort. Da gab ihr die Angst plötzlich Kraft. Sie stand schnell auf, lief vor das Häuschen, aber da war niemand — zur Geiß hinein, die war ganz allein —, dann rund um das Häuschen und rief dabei immerfort der Kinder Namen: — alles blieb still. Nur von unten herauf rauschte tosend der wilde Schächenbach. Eine furchtbare Angst kam über die Mutter, kaum konnte sie sich auf den Füßen erhalten. Sie faltete die Hände und inbrünstig flehte sie, der liebe Gott wolle ihr doch das Schwerste ersparen. Dann lief sie an den Fußweg und wollte den Berg hinunter. Da sah sie von unten herauf einen ganzen Zug Leute kommen; alle sprachen laut und eifrig miteinander und es war gerade, als ob die aufgehobenen Stöcke nach ihrem Hüttchen hinaufzeigten. „Ach, Gott im Himmel,“ sagte sie im höchsten Schrecken, „sollte es eine Botschaft für mich sein?!“ Sie konnte keinen Schritt weiter thun, sie stand wie gelähmt.

„Mutter! Mutter!“ rief es auf einmal von unten herauf, „wir kommen schon, und du mußt nur sehen, was wir bringen! Und die Herren kommen alle mit, und das Fränzeli kommt in einer Chaise mit einem Roß.“

Und jetzt stürmte der Basti allen voraus und rief immerfort und erzählte atemlos, was ihnen alles begegnet war, denn er konnte es nicht erwarten, daß die Mutter alles erfuhr. Und als er endlich oben war und auf die Mutter losstürzte, drückte sie den Buben an sich und dankte Gott von ganzem Herzen, und vor Freude war sie wie neubelebt. Aber Erstaunen und Ueberraschung wuchsen mit jedem Augenblick, denn hinter ihrem Basti kam eine ganze Schar von Herren heran, und alle grüßten sie aufs freundlichste wie eine alte Bekannte. Zwei davon trugen auf zwei Stöcken, die sie über die Achseln gelegt, einen ungeheuren Korb, und zuletzt kam noch ein Herr, der hielt das Fränzeli an der Hand, und so vertraulich war das sonst so scheue Kind mit ihm, daß es nicht einmal seine Hand losließ, als es die Mutter sah, sondern ihn mit sich zu derselben heranzog. Die gute Afra wußte gar nicht, wo sie zu danken anfangen sollte, denn aus Bastis Reden hatte sie schnell begriffen, daß die Herren den Kindern allerlei Gutes erwiesen, und der vollbepackte Korb zeugte auch davon. Sie wandte sich nun gleich an den Barbarossa. Weil er der größte von allen war, so hielt sie ihn für eine Art von An=

führer und dankte ihm mit so warmer Herzlichkeit, daß er ganz gerührt wurde. Nun kam es ihm plötzlich in den Sinn, daß er ihr ja auch einen ärztlichen Rat geben sollte, und schlug ihr vor, mit ihm in die Hütte zu treten und ihm zu sagen, was ihr fehle. Auch darüber war sie sehr froh, und drinnen erklärte sie ihm, daß sie zwar keine Schmerzen habe, nur vor Schwäche und Kraftlosigkeit kaum noch stehen und gehen könne. Er fragte nun, was sie esse und trinke, und sie sagte ihm genau alles. Nun trat Barbarossa vor die Hütte hinaus und rief mit lauter Stimme: „Alle Flaschen her!“ Er selbst lief eifrig hin und her, diese zu sammeln und endlich war der Tisch völlig bedeckt mit Flaschen, einige sogar standen noch auf dem Boden, und zu der sprachlos erstaunten Afra sagte er dann: „Ihr seht, Frau, die Medizin haben wir schon mitgebracht; jeden Tag ein rechtes Glas voll genommen, dann wird's besser.“

„Ach, mein guter Herr,“ konnte Afra endlich hervorbringen, „ich habe wohl manchmal gedacht, ein Tröpflein Wein könnte mir gut thun, wenn ich's bekommen könnte; aber soviel, soviel!“

„Meine gute Frau,“ erwiderte der Barbarossa, „wenn ein Tröpflein gut thut, so thun mehrere Tröpflein besser; und nun lebt mir wohl und Eure Kinder dazu! Damit streckte er der Afra seine Hand hin, sie begleitete ihn hinaus und nahm Abschied von all den Herren; aber sie konnte gar nicht fertig werden mit danken. Auch das Fränzeli dankte jetzt seinem Beschützer, soviel es nur konnte, und bat, er solle auch bald wiederkommen. Der Basti schoß mit seinen Danksagungen von einem zum andern, und dann lief er auf die äußerste Spitze des Bergvorsprungs und schrie aus vollem Halse, so lange er noch etwas von den Herren sehen konnte: „Vergelt's Gott, Barbarossa! Vergelt's Gott, Maximilian!“ Denn er hatte sich die Namen wohl gemerkt.

Als die Kinder dann aber drinnen im Hüttchen bei der Mutter saßen, hatten sie soviel zu erzählen, wie alles sich ereignet hatte, wie sie schnell fortgegangen waren, um der Mutter ein wenig Brot zu ersingen, während sie schlief, und wie dann eins aus dem andern gekommen war, bis sie mit der Chaise und dem Roß heimgeleitet worden waren, und das Fränzeli konnte fast keine Worte finden, um die Herrlichkeit zu beschreiben, die es erlebt hatte, so im Wagen nach Hause zu fahren. Als aber nun der große Korb ausgepackt wurde und aus einem jeden Paket wieder neue prächtige Eßwaren herausrollten und zuletzt unten noch drei ganze, weiße Brote zum Vorschein kamen, welche die Herren noch eigens bestellt hatten, da übernahm die Freude den Basti so, daß er in hohen Sätzen in der Stube herumhüpfen und noch einmal laut rufen mußte: „Vergelt's Gott, Maximilian! Vergelt's Gott, Barbarossa!“ Die Mutter aber mußte immer wieder sagen: „Das hat der liebe Gott den jungen Herren ins Herz gegeben. Wir wollen auch alle Tage für sie beten, Kinder, und es nie vergessen.“

Unterdessen zogen die Herren Studenten in großer Fröhlichkeit gegen Altorf hinunter; nur Ritter Maximilian war eine Weile ganz still gewesen, dann plötzlich brach er in die Worte aus:

„Es ist doch nicht recht! Nein, es ist nicht recht! Nun haben wir die arme Frau und die Kinder nur gerade davor geschützt, daß sie nicht Hungers sterben und weiter gar nichts. Was sollen sie da oben im Winter machen ohne warme Kleider, ohne Essen, ohne alles? Das geht nicht, wir müssen eine Sammlung veranstalten, gleich heute noch, der Wirt kann den Ertrag überliefern.“

„Ritter Maximilian,“ entgegnete Barbarossa, „deine Gesinnung ist gut, dein Vorschlag aber unpraktisch. Du vergißt, daß wir auf der Reise sind, daß wir noch weit nachhause haben und noch mehreres bis dahin brauchen. Was bleibt da zu sammeln? Ich mache einen andern Vorschlag: Wir gründen eine neue Verbindung, die Bastiania; Jahresbeitrag vier Mark. Zu Ehrenmitgliedern werden alle Mütter und alle Schwestern ernannt, die liefern uns die nötigen Kittel und Röckchen für den Basti und das Madönnchen. Sobald wir nach Hause kommen, wird der Jahresbeitrag eingeliefert, die Ehrenmitglieder werden zu liebreicher Mitwirkung gestimmt, und die erste Sendung der Bastiania geht ab.“

Dieser Vorschlag fand ungeheuren Beifall. In der fröhlichsten Stimmung zogen die Herren in Altorf wieder ein, fanden ihren Tisch noch draußen stehen, setzten sich gleich wieder daran, und hier im hellglänzenden Mondschein wurde sofort die Bastiania gegründet und besiegelt. —

Wie mußte aber die Afra sich wundern, als einige Wochen nachher der Postbote ein so mächtig großes Paket zu ihr hinaufbrachte, daß er es mit Gewalt durch die offene Thür zwingen mußte. Dann warf er es auf den Boden und sagte, seine Stirn trocknend:

„Es nimmt mich nur wunder, Afra, was ihr für Bekanntschaft so weit oben in Deutschland habt; auch der Postverwalter hat's nicht erraten können, wer euch nur so weit weg kennen könnte.“

„Ihr werdet wohl nicht am rechten Ort sein mit dem Paket,“ erwiderte die Afra.

„Ihr könnt's lesen,“ gab der Bote zurück und ging seiner Wege.

Wirklich stand deutlich der Name der Afra und ihr Wohnort darauf. Sie löste nun die festvernähten Ecken auf, und immer lockerer wurde die Naht. Die Kinder schauten mit Spannung auf den geheimnisvollen Gegenstand. Jetzt auf einmal ging alles auseinander und heraus rollten Kittel und Jäckchen und Tücher und Stiefel und Strümpfe zum Erstaunen viele, und mitten heraus fiel eine schwere Rolle, darin waren viele, viele Silberstücke. Die Mutter schlug die Hände zusammen und rief nur immer: „Aber woher auch! Woher auch ein solcher Se-

gen?" Da brachte ihr das Fränzeli ein Blatt Papier, das aus den Sachen herausgefallen war, darauf standen die Worte:

„Und wer nur Gott zum Freunde hat,
Dem hilft Er allerwegen."

Da rief Basti sofort: „Das steht im Lied, das kommt von den Herren!"

Ja, das mußte so sein; jetzt war es auch der Mutter klar, daß die reiche Sendung von niemand sonst als von ihren Wohlthätern herkommen konnte. Aber welcher unaussprechliche Dank erfüllte jetzt ihr Herz, da sie auf einmal ganz und gar von der großen Angst befreit war, daß sie von ihren Kindern getrennt würde; nun hatte sie ja eine so reichliche Unterstützung, daß sie den kommenden Winter ohne Sorgen leben konnte, und dazu war sie von dem stärkenden Wein wieder ganz kräftig und gesund geworden.

Wie wird aber die Afra erst erstaunen, wenn nächstes Jahr wieder eine solche Sendung kommt und jedes Jahr aufs neue, denn die Bastiania besteht als eine solche Verbindung fort, und die Ehrenmitglieder denken bei jedem ausgewachsenen Kleidchen und Kittelchen ihrer Kinder an die kleinen Neujahrssänger, welche ihnen von den Söhnen und Brüdern bei der Rückkehr von der Schweizerreise in so lebendigen Farben geschildert worden sind.

Die Afra aber hat als bleibende Gedenktafel in ihrer Stube das Blatt aufgehängt, das die Herren ihrer Sendung beigelegt hatten, und worauf die Worte stehen:

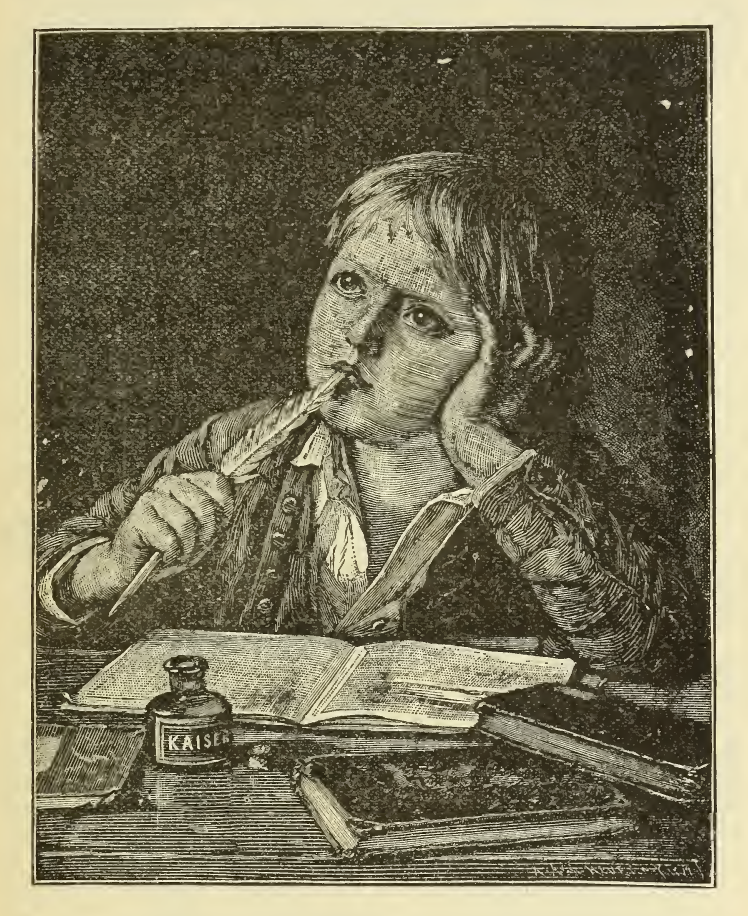
„Und wer nur Gott zum Freunde hat,
Dem hilft Er allerwegen."

Der kleine Student.

Der kleine Freddy auf unserem Bilde hat augenscheinlich eine gar schwierige Aufgabe zu lösen bekommen. Ist's ein Aufsatz, ist's eine Rechnung, über die er sinnt, jedenfalls strengt Freddy seinen jungen Kopf gewaltig an. Fast möchte man denken, es ist ein Bild aus alter Zeit, da die Stahlfedern noch nicht erfunden waren, denn Freddy hat eine Gänsefeder in der Hand und scheint nahe daran zu sein, an ihr zu kauen.

Dem Künstler gefällt einmal die Kielfeder besser als die maschinenmäßig hergestellte Stahlfeder und so müssen wir seine Freiheit entschuldigen. Der Junge gefällt uns außerordentlich. Wohl wird es ihm hart, die Aufgabe zu lösen, aber er schrickt schon jetzt vor keiner Schwierigkeit zurück. „Nach gethaner Arbeit ist gut ruh'n," das Sprichwort

kennt er und auch das andere: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.“ Und wenn er sich jetzt daran gewöhnt, seine Pflichten



Der kleine Student.

treu zu erfüllen, so wird es ihm in spätern Jahren zur andern Natur werden. Wo er ist, wird man sich auf ihn verlassen können und es wird aus unserem Freddy einst ein tüchtiger Frederick werden.

Katzenmusik.

Wer hat nicht schon eine Katzenmusik gehört, jene nächtliche Kunstleistung der Leisetreter? Da tönt's denn oft in allen Tonarten, in allen Klang- oder vielmehr Mißklangfärbungen, vom gehauchten Sehnsuchtsseufzer bis zum grellsten ohrenzerreißenden Katersschlachtlied.

Es ist ein eigentümlich Völklein, diese Schmeichler. In ihrer Eigenart muß man sie aber auch bei Nacht beobachten, wenn der Vollmond aufgegangen und sie in der Höhe spazieren, da schauen sie „von erhabenem Sitze in das Treiben der Partei'n" unter ihnen. Der Alte am offenen Fenster, mit dem Thonpfeifchen im Munde, scheint einer der Tierfreunde zu sein. Oder hat er den süßen Schlaf nicht finden können und sich entschlossen, lieber der Katzenmusik über ihm zuzusehen und zuzuhören, als sich schlaflos im Bette zu drehen? Der Künstler unseres Bildes aber muß ein rechter Schalk sein, da er die vierfüßige Sängerwelt so spöttisch darstellt. Seht ihr jene Miez vor dem ihr hingehaltenen Notenbuche? Die läßt ihr ganzes Inneres in Tönen ausklingen. Vielleicht besingt sie ihre Vergangenheit, besingt jene Szenen, da die Menschen in ihrem Unverstand ihr das Fell weich geschlagen; schmerzlich gezogene Töne lassen sich hören, da sie gedenkt des Unrechts der Menschen, die die feineren Seiten des Katzenlebens so mißkennen.

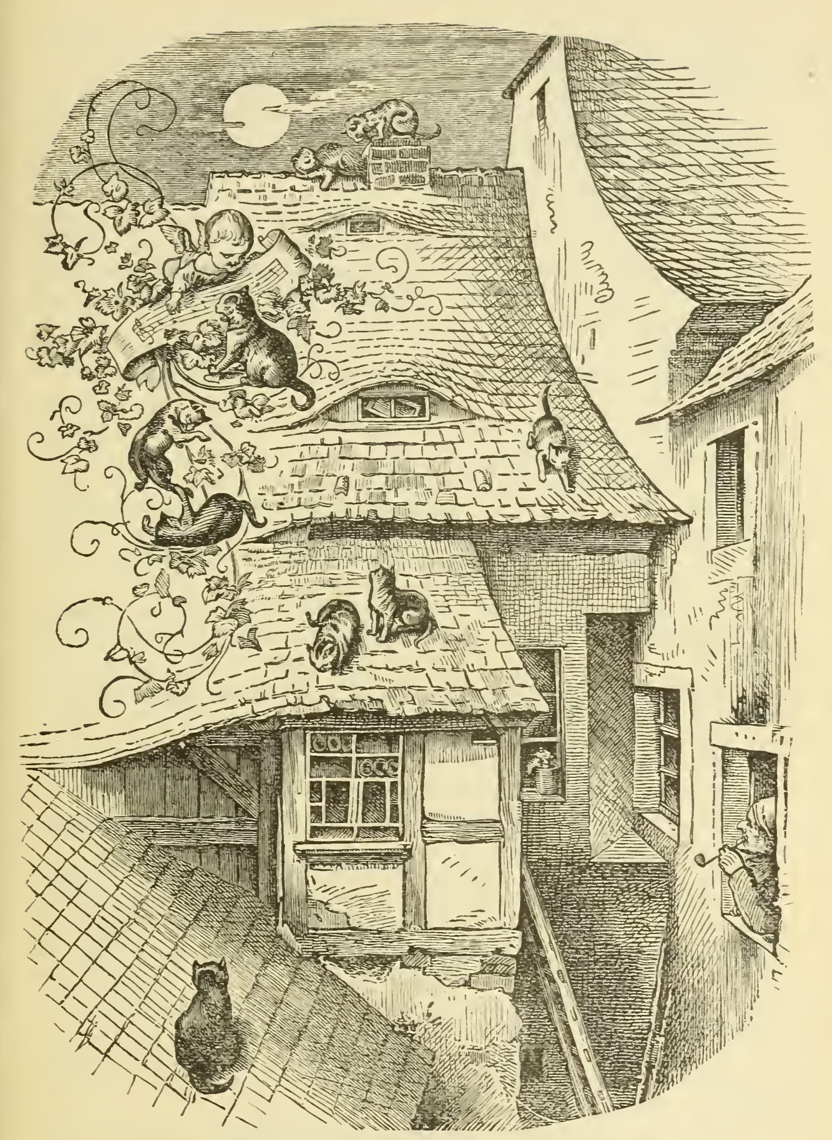
Aber noch andere Zuhörer haben diese Sänger, Zuhörer tief unten im Kellerloch und in der Bodenkammer, Zuhörer, die zittern vor dem Grimm derer, die jetzt so sentimental gestimmt sind.

Doktor der Rechte.

Personen:

Drei Herren (oder zwei Herren und ein Knabe).

Dr. Eisenbart (ein Advokat; in seiner Office auf- und abgehend): Das ist eine Lage, schier zum Verzweifeln! Ich wollte, ich wäre nie hierher gekommen in dieses Land, und ich glaube, wenn es noch länger so fortgeht, werde ich auch wohl die längste Zeit hier gewesen sein. Nun meine ich doch, ich spreche das Deutsche so gut, wie es nur zwischen Elbe und Weser gesprochen werden kann, und auch das Englische verstehe ich vorzüglich und kann mich zur Genüge verständlich machen; aber das Kauderwelsch, das sie hier sprechen, versteht der tausendste nicht. — Kein Wunder, wenn ich zu keiner Praxis kommen kann; denn wer will einem Advokaten, der seiner Sprache, wie sie diesen Mischmasch zu nennen belieben, nicht mächtig ist, einen Prozeß anvertrauen?



Katzenmusik.

White (ein pennsylvanischer Bauer und sein Sohn treten auf; letzterer den linken Arm in der Schlinge, bleibt an der Thür stehen.)

W.: Wie geht's?

E.: Wie geht's? (leise): Das scheinen mir wieder ein Paar von der richtigen Sorte zu sein.

W.: Bischt Du der Doktor Eisebort?

E.: Das ist mein Name.

W.: Well; der Johnnie Miller weescht, uf de annere Seit vom Berrich, wo mer rum geht zu's Greene Wertschaft, der hot mer von Dir verzählt. George, sagt er — ich heeß George, George White weescht, des heeßt mei Dadie sei Nome wor Weiß, aber weil die Yankees sell net hen pronaunße könne, hen mer's getschenscht in White.

E.: Ach, ich verstehe; und nun wollt Ihr ein Gesuch beim Gericht einreichen, daß Ihr den Namen fortan unbeanstandet führen dürft.

W.: Was meenscht?

E.: Ich meine, Ihr wollt eine application bei der court machen, daß Ihr Euch von jetzt ab White nennen dürft.

W.: No, Sir, no! Sell hat mei Dadie schun gedhu. Ich wott juscht soge, der Johnnie Miller sogt, George sogt er, wenn Du en Doktor brauchscht eenige Zeit, geh juscht zum Doktor Eisebort; sell is äbout der Mann for Dich: net zu dumm un net zu gscheidt, un a net deier.

E. (für sich): Sehr schmeichelhaft für mich!

W.: Well, un do hob ich gdenkt, so gschwind as eppes häppent, schpringscht nei zum Doktor Eisebort un frogscht den um Rot, un nau bin ich do!

E. (für sich): Ich wollt, er wär nur erst wieder fort, damit ich wüßte, woran ich eigentlich mit ihm war!

E.: Was is sell?

E.: Was beliebt?

W.: Ich meen, was hoscht do gsogt?

E.: O, nichts von Belang! Ich habe die Gewohnheit zuweilen mit mir selbst zu sprechen!

W.: Sell is net gut! Du besser schtoppscht selle Nusänß. Weescht, ich hob emol en Mann gekennt, ich weeß net for schur, wor's in der West oder wor's in der Saut, well, sell macht nix aus, ich hab do ännihau en Mann gekennt, der hot a immer mit sich selber g'schwätzt un do hen en de Leit en Narr g'heeße un er hot sich um Haus un Hof g'schwätzt; er hot en neiße Farm geegent un nochderhand is er ganz ufgebroche un is g'storbe wie en ganz armer Kerl!

E.: Nun, hat das etwas mit ihrem Fall zu thun? Es wäre mir lieb, wenn Sie mir sagen wollten, weshalb Sie eigentlich zu mir gekommen sind! Meine Zeit ist kostbar!

W.: Mei Fall sogscht! Weescht, sell is egentlich net mei Fall;

seller Bu do hot den Fall g'hat! Kumm emol doher, Tscho!

E. (für sich): Mich soll doch wundern, worauf die ganze Geschichte eigentlich hinausläuft.

W.: Mer hen Grumbeere rausg'macht, weescht; mer hen en kleene Lot dohauß am Turnpeik, uf der mer schier alle Johr Grumbeere blanze, exzept letscht Johr, do hen mer do Graut greest, aber des Jahr hen mer widder Grumbeere geblanzt! (Zu dem Buben) Un nau schteh doher, Tscho, un verzähl em wie's g'häppent is!

E. (für sich): Verhängnis geh' deinen Lauf!

Joe: Mei Dadie un der Charley Yeager hen de Grumbeere raus-g'macht, un der Meik O'Nelley hot se in en Sack gedhu.

W. (ihn unterbrechend): No, der Hen Weigel wor's, weescht, der Meik wor juscht vor en Drink gange.

J.: Nee, Päp, es wor der Meik, was mer seller Sack gereecht hot, wie ich uf'm Wage wor.

W.: Well, 's macht nix aus, wer's wor! Schwätz juscht weiter.

J.: No schteh ich uf'm Wage un der Meik will mer selle Sack reeche. Do schlippt er aus un wie ich en Halt nehme hob welle, do fall ich nunner un mit'm Arm do uf en Stee.

E.: Ich seh' aber noch gar nicht ein, was ich damit zu thun habe! Dazu braucht Ihr doch keinen Doctor juris?

J.: Ich weeß net, was for 'n Medizin sell is! Die Mäm hot mer's vorderhand mit St. Jakobs Oel eing'riewe, awer es thut arg weh!

W.: Nau, un do hob ich gedenkt, mer wott ännihau mol mit dem Dings do zum Doktor schpringe.

E.: Jetzt geht mir ein ganzer Kronleuchter auf! Ja, mein guter Mann, da thut es mir leid, daß Ihr verkehrt gekommen seid. — Ich kann Euch nicht helfen! Ihr müßt zum Doktor der Medizin gehen. Ich bin freilich auch ein Doktor, aber ein Doktor der Rechte!

J.: Well, sott mer's glaabe! Ich hett net gedenkt, daß es eppes ausmache dheet, ob's die link Seit oder die recht sei.

W.: Sell is mer aber a nei! Nau sog mol, wann D' so gut sei witt, kannscht mer keen Doktor for de link Seit rekommände?

E.: O ja! Da habt Ihr nur hier über die Straße zu gehen zum Doktor Burky; er ist der beste Arzt in der ganzen Stadt.

W.: Well, do meen ich, mer besser gehne zu dem. Kumm, Tscho! (Kopfschüttelnd) Sell is en wunnerlich Sach!

J.: Sell meen ich a!

E.: Ich auch! Das wäre also wieder einmal nichts!

Jeder nur zu oft vergißt,
Daß er allein nicht jeder ist.

Der letzte Christ.

Die alte Christuslehre
Hat ihre Zeit verlebt;
Die reifgeword'ne Menschheit
Nach hellerm Lichte strebt.

Das Kreuz, schon halb verfallen,
Wann sinkt es ganz und gar?
Wann schwindet von der Erde
Der letzte Christaltar?

So lang' in Sünderherzen
Noch ein Gewissen schlägt,
Nach Frieden und Versöhnung
Ein heiß Verlangen trägt;

So lang' ein Schwerbelad'ner,
Dem jede Stütze bricht,
Sehnsüchtig droben suchet
Ein tröstend Hoffnungslicht;

So lang' noch ein Verwaister
Um seine Lieben weint,
Und nach dem Lande seufzet,
Das die Geschied'nen eint; —

So lang' ein Mensch gedenket:
Ich bin des Todes Kind!
Wer hilft, daß ich die Schrecken
Des Grabes überwind'?

So lang' in Menschenherzen
Ein Gottesfunke sprüht,
So lang' des heil'gen Feuers
Nicht alles ausgeglüht: —

So lange steht auf Erden
Die Kirche Christi fest,
Und schließt in ihre Hallen
Der Menschheit bessern Rest.

Und wer da sucht zu retten
Sein künftig Himmelslos,
Wird für und für sich flüchten
In ihren Mutterschooß.

Und stirbt dereinst die Menschheit
Dem alten Erdkreis ab,
So geht im letzten Menschen
Der letzte Christ zu Grab.

Und fällt am Tag des Zornes
In Asche Sonn' und Stern,
So schwingt sich aus den Trümmern
Das ew'ge Wort des Herrn,

Ludwig Adolf Stöber.

Die Schrecknisse in Sibirien.

Wie durch die Berichte Stanley's und andrer Afrikaforscher der Sklavenjammer des dunklen Erdteils uns vor die Augen gerückt wurde, so haben in jüngster Zeit die Schilderungen von Reisenden, welche die Gefängnisse Sibiriens besuchten, die Herzen aller Menschenfreunde aufs tiefste erschüttert.

Wie es dort aussieht, davon berichtet ein Gewährsmann, der Engländer George Kennan, in seinem vor etwa Jahresfrist erschienenen Werke. Anderthalb Jahre lang ist er unter größten Beschwerden 5000 englische Meilen weit in Sibirien herumgereist, um das russische Verbannungssystem an Ort und Stelle zu studieren. Sein Urteil ist um so unverdächtiger, als er, ursprünglich gegen die Revolutionäre und für die russische Regierung eingenommen, glaubte, Sibirien sei kein so schreckliches Land und das Verbannungssystem sei arg verleumdet worden. Nun fand er aber unsägliches Elend dort, das Jahr für Jahr von der russi=

schen Regierung nicht nur über Schuldige und Verbrecher, sondern auch über Tausende verhängt wird, die zu den Besten des Volkes gehören, aber um irgend eines Verdachtes willen nach den sibirischen Bergwerkne verbannt werden. — Hören wir einiges von dem, was George Kennan — in seinem Buche erzählt:

Um den Zweck des sibirischen Verbannungssystems richtig zu verstehen, muß man sich von vornherein daran erinnern, daß es in Rußland keine Zuchthäuser gibt, in denen Verbrecher, die zu mehr als vier Jahren Gefängnis verurteilt sind, ihre Strafe absitzen können. Nur die auf weniger als 4 Jahre Verurteilten, werden in den Gefängnissen eingesperrt, weil es sich nicht lohnen würde, sie für so kurze Zeit nach Sibirien zu senden.

Die Verbannten können ihrer Verurteilung nach in drei große Klassen getheilt werden: 1) Sträflinge, die zu Zwangsarbeit verurteilt sind, 2) Strafkolonisten. Die Verbrecher, welche diesen beiden ersten Klassen angehören, sind aller bürgerlichen Rechte beraubt und müssen auf Lebenszeit in Sibirien bleiben. Mit fünf Pfund schweren Fußketten und zur Hälfte geschorenen Köpfen werden sie an ihren Bestimmungsort getrieben. — Die dritte Klasse besteht aus einfach Verbannten, sowie aus Frauen und Kindern, welche freiwillig dem verbannten Gatten oder Vater folgen. Zu dieser dritten Klasse gehören: a) Landstreicher ohne Pässe, welche über ihre Person weigern Auskunft zu geben, b) durch Gerichtsspruch Verurteilte, c) von Dorfgemeinden Verbannte, welche durch schlechtes Betragen denselben zur Last fallen, und endlich Personen, welche von der Regierung verbannt werden. Die politischen Verbannten, welche nach Sibirien geschickt werden, bilden keine besondere Strafklasse, sondern werden unter alle oben genannten Klassen verteilt.

In den Jahren 1823 bis 1887 wurden 772,979 Verbannte nach Sibirien geschickt und zwar 1823 bis 1832: 98,725; 1863 bis 1872: 146,380; 1876 bis 1887: 179,065!!

Am Tage nach unserem ersten Besuche im Etappengefängnis in Tjumen hatten wir Gelegenheit, dem Abmarsch eines Verbanntentransportes beizuwohnen Als wir in die Nähe des Gefängnisses kamen, erblickten wir außerhalb der Mauern desselben eine dichtgedrängte Menschenmasse. Sie bestand aus ungefähr 100 Frauen und Kindern in bunten Kattunkleidern und 250 Männern in der grauen Verbanntentracht, umgeben von einer Kette von Soldaten. In einiger Entfernung standen 15 bis 20 einspännige Telegas, kleine vierrädrige Karren, in denen die Verbannten ihr Eigentum mitführen: auf andern saßen Männer, Frauen und Kinder, die wegen zu hohen Alters oder Kränklichkeit nicht zu Fuß gehen konnten. Mir schien es unfaßlich, wie Leute, die eine Woche im Etappengefängnis zugebracht, überhaupt noch gehen konnten. — Ein un=

unterbrochenes Gemurmel vieler Stimmen drang an unser Ohr, dazwischen das Gewimmer eines kranken Kindes und das Klirren der Ketten, wenn Leute, die des Stehens müde, sich auf den Boden setzten.

„Haben Sie die Güte, mein kleines Mädchen auf einen der Wagen zu setzen,“ hörte ich eine blasse Frau zu einem die Kolonne geleitenden Offizier sagen. „Es ist noch nicht zehn Jahre alt und hat einen lahmen Fuß; es kann unmöglich 30 Werst laufen. Erbarmen Sie sich doch um Gottes willen.“

„Es geht nicht, es ist kein Platz; es wird nicht so schlimm sein,“ sagte der Offizier ungeduldig, „zudem sieht es viel älter aus. Geh' du nur,“ sagte er finster zu dem Kinde, „du kannst viel besser Blumen pflücken.“ — —

Mutter und Kind erwiderten keine Silbe und der Offizier kommandierte: „Bildet Reihen.“ Sofort trat Stille ein; man hörte nur das Klirren der Ketten; die Soldaten schulterten das Gewehr, die Verbannten bekreuzten und neigten sich in der Richtung der Gefängniskapelle und beim Befehl: „Vorwärts, Marsch!“ setzte sich die ganze Kolonne in Bewegung. In einigen Minuten war der lange Zug aus unserm Gesichtskreis entschwunden; das Letzte, was ich hörte, war das Gerassel der Ketten und die Stimmen der Kosaken, welche die Kinder mahnten, in den Reihen zu bleiben. Diese Verbannten waren beinahe alle Strafkolonisten, oder von russischen Gemeinden Deportierte und des Ziel ihrer unfreiwilligen Reise waren Dörfer und Städte des südlichen Teils der Provinz Tobolsk.

Im Gefängnis in Tjumen.

Werfen wir nun noch einen Blick in das Etappengefängnis von Tjumen, aus welchem wir diese Verbanntenkolonne haben aufbrechen sehen. Von allen solchen Durchgangs- oder Etappengefängnissen Sibiriens ist dasjenige in Tjumen das bedeutendste. Ursprünglich von 500 bis auf 800 Gefangene erweitert, befanden sich am Tage unseres Besuches 1741 in demselben!! — Beinahe alle trugen Fesseln an den Beinen und das Geklirre derselben machte den Eindruck, als ob man zahllose Schlüsselbunde schüttle. Ein sibirisches Gefängnis enthält außer einer 12 Fuß breiten und 30 Fuß langen hölzernen Pritsche kein andres Möbel als einen großen hölzernen Unratkübel; die Gefangenen erhalten weder Kissen, nach Decken, noch Bettwäsche, sie schlafen auf den harten Pritschen und decken sich mit ihren Ueberröcken zu.

„Wie geht's euch, Jungens?“ fragte der Direktor beim Betreten der Zelle.

„Wir wünschen Euer Gnaden Gesundheit,“ riefen hundert Stimmen im Chor.

„Das Gefängnis ist heute wieder schrecklich überfüllt,“ fuhr der Di-

rektor zu mir gewandt fort, „in dieser 35 Fuß langen und 25 Fuß breiten Zelle mit Luftraum für höchstens 40 Mann haben letzte Nacht 160, also viermal soviel, geschlafen, als sie aufzunehmen bestimmt war, und so ist es im ganzen Gefängnis!"

Die Luft war, bei vollständigem Mangel an Ventilation so verdorben, daß ich sie kaum einatmen konnte. In den meisten Zellen lagen die Sträflinge wegen Mangel an Raum auf dem schmutzigen Boden unter den Pritschen und als wir hineintraten, krochen drei oder vier offenbar kranke Gefangene mit bleichen traurigen Gesichtern unter den Pritschen hervor. In einer dieser Zellen sahen wir acht bis zehn Adelige, offenbar gebildete Männer, vor denen der Direktor seinen Hut abzog.

Noch viel trauriger aber sah es im Spital des sibirischen Gefängnisses aus, dessen Zellen auch jeglicher Ventilation mangelten; Desinfektionsmittel schienen hier unbekannt. Die Luft war geradezu verpestet. Ein gesunder Mensch, schien es mir, konnte sie keine acht Tage einatmen, ohne krank zu werden; wie aber sollte ein Kranker hier gesund werden können! Die am häufigsten vorkommenden Krankheiten sind Skorbut, Typhus, gastrisches Fieber, akute Bronchitis, u. s. w.; aber außer beim Typhus war keine Trennung der Patienten nach ihrer Krankheit. Nirgends hatte ich so bleiche, eingefallene und geisterhafte Gesichter gesehen, wie in den Spitalzellen zu Tjumen und die Kranken schienen in diesem ekelhaften Schmutz, dieser verpesteten Atmosphäre, beim Anblick all dieses namenlosen Elendes, nicht nur in hoffnungslosem Zustand, sondern gebrochenen Herzens zu sein.

„Wie viele Gefangene sterben im Lauf eines Jahres in diesem Spital?" fragte ich den Direktor.

„Ungefähr 300," antwortete er. „Wir haben beinahe jeden Herbst eine Typhusepidemie. Was kann man auch andres erwarten, wenn man in Gebäude, welche für 800 Personen bestimmt sind, 1800 steckt?"

Ueber den Eingang des Spitals hätte man wie über Dantes Hölle die Aufschrift setzen müssen: "Lasciati ogni speranza voi ch'entrate!" „Ihr, die ihr hier eintretet, laßt alle Hoffnung fahren." — Der Raum fehlt uns leider, weiteres hier von den interessanten Schilderungen Kennans zu erzählen: von der russischen Polizei und ihrer großen Macht, von dem ungeheuren Land selber, über die Reise durch die endlosen Steppen des Irtisch, über seine Begegnung mit politisch Verbannten, das Leben auf der großen sibirischen Heerstraße, seine Fahrt durch Transbaikalien, die Bergwerke von Kara, in welchen die zum Tode verurteilten aber begnadigten Nihilisten Zwangsarbeit verrichten, seine Abenteuer auf der Reise zu den ostsibirischen Silberminen, u. s. w. Es ist eine Welt für sich, dieses Sibirien, und von seinen unglücklichen Verbannten sagt man im Volksmund: „Gott ist ihnen zu hoch und der

Kaiser zu weit weg." Als letzterem der Generalgouverneur in seinem Bericht das Leben der politischen Gefangenen als unerträglich schilderte, schrieb Alexander III. mit eigener Hand die trostlosen Worte an den Rand: „Ein melancholisches, aber nicht neues Bild!"

George Kennan, der Verfasser dieses Buches über Sibirien, aber schreibt: Das wäre ihm der schönste Lohn für seine beschwerliche Reise und die vielen peinlichen Erlebnisse, wenn die Bekanntschaft der westlichen Welt mit diesen sibirischen Zuständen, dazu beitragen könnte, das Los jener Unglücklichen auch nur um ein Geringes zu erleichtern.

An gewissen Feiertagen, namentlich an Ostern, da werden dem Publikum die Gefängnisthore geöffnet und dann dürfen die Verwandten oder Freunde mit den Gefangenen, — welche gleich wilden Tieren in einer Menagerie hinter Eisenstäben erscheinen, — Besuche machen und ihnen Tröstungen und Leckerbissen bringen. Da sind Leute von hohem und niederm Stand beieinander und es spielen sich da Scenen des Wiedersehens, oder des Abschiednehmens ab, die auch has härteste Herz erweichen müßten.

Von zwei Eseln und einem, der kein Esel war.

In einem thüringischen Badeorte bestellte ein Leipziger Kurgast, welcher mit Familie einen Ausflug machen wollte, bei einem Eselmieter zwei Esel. Als der jugendliche Führer mit den Tieren erschien, begrüßte der Kurgast die Ankömmlinge mit den Worten: „Da kommt Ihr ja alle drei!" Der Führer machte ein böses Gesicht, beruhigte sich jedoch und sagte kein Wort. Abends, als die Ausflügler zurückkehren, fragt der Kurgast den Burschen, was er zu bezahlen habe. „Neun Mark", lautete die Antwort. — „Ist das nicht zuviel? meinte der Leipziger, Ihr Herr sagte mir doch, daß jeder Esel nur drei Mark kostet?" „Ganz recht," sagte der Führer, „und dreimal drei macht neun, denn wenn ich ein Esel war, wie ich kam, will ich auch einer sein, wenn ich gehe!" Und der Kurgast zahlte.

Denkspruch.

Wer minderes als den Himmel will,
Wird nie auf Erden froh und still;
Wer ringt nach ew'ger Herrlichkeit,
Wird froh und still auch in der Zeit.

F. H. K. de la Motte Fouqué.

Herr, bleibe bei uns!



„Bleibe bei uns!“ ruft am Morgen
Und am Abend unser Herz;
Denn wo Du bist, flieht das Sorgen,
Flieht die Furcht und jeder Schmerz.
Deine Augen, Herz und Hand
Halten alles Leid gebannt.

Deine Liebe nimmt die Bürde,
Wenn zum Tage wir erwacht.
Und Du führest wie zur Hürde
Freundlich uns, wenn naht die Nacht,
Segnest uns zum Schlummer ein,
Schirmest Seele und Gebein.

Bleibest auch am letzten Morgen,
Bleibst beim letzten Sonnenstrahl,
Führst die Seele wohlgeborgen
Durch das dunkle Todesthal
Hin zu Deiner Herrlichkeit,
Dich zu schau'n in Ewigkeit.

Wie weit man's doch auf der Universität bringen kann!

In einem freundlichen Städtchen in Schwaben lebte Herr Sp.... ein munterer Mann. Als einst dessen Sohn von der Universität zum Besuch nach Hause kam, bereitete die Mutter unter anderm auch beim Abendessen drei Eier für ihren Sohn; der Vater schalt, daß sie nur so wenig Eier gesotten hätte, indem er sie auch gern äße. „Ei Vater" sagte der junge Sp...., „es sind ja sechs Eier!" — „Ich sehe nur drei." — „Bedenke doch, 1 und 2 und 3 macht 6; also sind sechs da." — „Ich freue mich sehr," erwiderte Herr Sp...., „daß ich mein Geld für deine Ausbildung nicht unnütz angewendet habe; doch da ich der Hausvater bin, so nehme ich zwei Eier, und deine Mutter das dritte; die drei übrigen magst du dann für dich behalten."

Am Weihnachtsmorgen.

Der Christabend mit dem Glanz seiner Lichter, seinen wunderbar süßen Liedern, den Gaben der Liebe und vor allem der Verkündigung der größten Liebe dessen, der herniederstieg aus des Himmels Glanz, um für uns Fleisch und Blut anzunehmen, für uns sich höhnen, verspotten und geißeln und endlich ans Schmachholz heften zu lassen, ist vorüber. Am andern Morgen steht das junge Volk früher auf als sonst. Jetzt erst kann es die Christfestgaben mit Muße betrachten. Was hat alles die erfinderische Eltern-, Geschwister- und Freun-



Am Weihnachtsmorgen.

desliebe hervorgezaubert! Willy hat seine Augen ausgerieben und ist aus dem Bettchen gesprungen. Er hat sich nicht Zeit genommen, sich erst zu waschen und zu kämmen, sondern zuerst hat er das Hampelmännchen gefaßt und über seiner Gesellschaft vergißt er für ein Weilchen das hübsche Pferd, die farbenprächtigen Fahnen, Aepfel, Nüsse und was immer ihm die Lieben zugedacht haben. Glückliche Kinderzeit du!

Die alte Violine.

Erzählung von L. Schmidt.

Gotthard.

Heulend, eine Wolke dichten Staubes vor sich herwälzend, fegte der Herbstwind durch die Gassen, welche von dem Lichte der im Winde flackernden Laternen nur sehr spärlich erleuchtet wurden. Fest in den Mantel gehüllt eilten die Leute, welche sich gezwungen gesehen hatten, die warmen Stuben zu verlassen, dahin, um so bald als irgend thunlich wieder unter das schützende Dach zu kommen. Mancher verwunderte Blick traf einen etwa neunjährigen Knaben, der dem Wetter Trotz bietend auf den Stufen eines Hauses hockte, aus welchem heller Lichterglanz auf die Gasse fiel und hin und wieder mächtige Akkorde hinausdrangen.

Das feingeschnittene Gesicht, aus dem ein Paar glänzend schwarze Augen leuchteten und das von vollen, braunen Locken umrahmt war, zeigte einen ungewöhnlichen Ernst.

Das Kind schien alles um sich her vergessen zu haben; den Kopf zur Seite gewandt saß es atemlos horchend da, und doch waren es nur abgebrochene, vom Tosen des Windes oft übertönte Laute, die es vernahm, und dann verklangen sie ganz. Geduldig wartend harrte der Knabe noch eine Weile im Unwetter, als aber alles still blieb, erhob er sich mit einem schweren Seufzer, griff nach einem Korbe, der offenbar Lebensmittel enthielt und schlich dann träumerisch durch die Straßen, sich bald nach links bald nach rechts wendend, bis ihn endlich ein schmales, düsteres Sackgäßchen aufnahm, in welchem er bald vor einem ärmlichen Häuschen Halt machte.

Während der Knabe langsam heimschritt, saßen Vater, Mutter und das kleine Schwesterchen eifrig arbeitend da. Frau Mertens schaffte mit großem Fleiße an einer feinen Stickerei; nur bisweilen fiel ihr Blick auf das Töchterchen, das mit seinen blauen, immer lachenden Augen, den rosigen Wangen und dem schlichten, blonden Haar der Mutter treues Ebenbild war. Die kleinen Finger des Kindes bewegten gar ungeschickt die großen Nadeln eines Strickzeuges.

An dem entgegengesetzten Ende des zwar ärmlich ausgestatteten, aber sauberen Zimmers saß Herr Mertens an seinem großen Werktisch mit dem Einbinden eines Buches beschäftigt. Jetzt wandte er den Kopf, um nach der Ursache des fröhlichen Lachens seiner Frau zu forschen.

„Was hast du, Anna?“

„Schau das ungeschickte Ding an, Peter!“ Sie wies auf das Töchterchen, das mit hochroten Wangen gegen seine Nadeln Krieg führte, ohne doch die langen Spieße in Ordnung bringen zu können.

Herr Mertens nickte seiner Frau schelmisch zu und sagte:

„Vor vielen, vielen Jahren sah ich auch schon einmal ein solch kleines Ding über seinem ersten Strickstrumpf; aber so tapfer, wie's Kätli hier, war es nicht; denn ihm strömten bittre Zähren über die dicken, roten Backen.“

Frau Mertens lachte herzlich, während Kätli neugierig fragte:

„Wer war denn das kleine Mädchen?“

„Deine Mutter.“

Käte schaute verdutzt drein; sie konnte es gar nicht begreifen, daß ihr geschicktes, flinkes Mütterchen auch so viel Not mit den bösen Nadeln gehabt, und daß sie gar über der Arbeit geweint habe.

„Ja, aller Anfang ist schwer, Kind,“ sagte nun die Mutter, „aber behalte nur immer frischen Mut; sei fleißig und eifrig, dann wirst du bald die Finger so blitzrasch bewegen können, wie deine Mama.“

Kätli nickte ganz fröhlich und sah beinahe liebevoll auf die langen, spitzen Plagegeister. Es war still geworden; alles arbeitete emsig. Man hörte nichts als das Heulen des Windes, der immer ärger ward, das Klappern von Kätlis Nadeln und das eintönige Tick Tack, Tick Tack der großen Uhr, zu der Frau Mertens schon mehrmals aufgeschaut, und als es nun laut und rasselnd sieben schlug, ließ sie die Arbeit sinken und sagte in besorgtem Tone:

„Peter, mir bangt um Gotthard; er hätte längst schon daheim sein müssen.“

„Der Junge horcht sicher wieder hinter den Fenstern, ob er nicht einen Klavier- oder Geigenton erhaschen könnte. 's ist ein wahres Elend mit seiner Liebe zur Musik, und ich werde streng hinter ihm her sein müssen.“

Frau Mertens seufzte und beugte sich tiefer über die Arbeit, von der sie erst aufschaute, als das Kind mit dem freudigen Ruf: „Der Bruder!“ das Strickzeug hinwarf und der Thür zusprang. Ihr kleines, liebevolles Herz hatte den Tritt des Brüderchens erkannt, das eben in das Zimmer trat, den Korb fortstellte, Mantel und Mütze an ihren Platz hing und dann den Eltern die Hand küßte, während Kätli sich an seinen Arm geklammert hatte.

„Na, Bursche, wo warst du so lange?“

„Ich hörte das Klavier so schön spielen; da setzte ich mich ein Weilchen nieder, um zu horchen.“

„Und derweil hat deine Mutter sich um dich geängstigt.“

„Verzeih,“ sagte Gotthard, sich an die Mutter schmiegend, die den Knaben umfassend halb zärtlich, halb bekümmert sagte:

„Mein armes, thörichtes Kind!“

„Mütterchen, es war so schön — es klang wie Donner und Windesbrausen.“

„Das mag schon sein — aber du darfst darüber nicht vergessen, daß du fleißig lernen und arbeiten sollst, was du nicht kannst, wenn du überall stehen bleibst, wo du Töne zu hören bekommst,“ sagte die Mutter ernst und ging dann in die Küche, um das Abendbrot herzurichten. Eilfertig deckte Gotthard den Tisch, und als nun auch die Mutter mit einer Schüssel dampfender Kartoffeln erschien, setzte sich alles an das bescheidene Mahl. Nachdem man sich gesättigt und Gotthard der Mutter beim Wegräumen und Reinigen des Geschirres geholfen, versammelten sich Eltern nnd Kinder abermals um den Tisch. Der Vater schlug die große, in Leder gebundene, mit Messing beschlagene Bibel auf und las;

„Armut und Reichtum gib mir nicht, mein Gott! Laß mich aber mein bescheidenes Teil Speise dahin nehmen. Ich möchte sonst, wo ich zu satt würde, verleugnen und sagen: Wer ist der Herr?“ Das Lied: „Wer ist wohl wie Du, Jesus, süße Ruh,“ beendete die einfache Andacht, nach welcher die Kinder zur Ruhe gingen, wobei noch ein Weilchen geplaudert ward.

„Was möchtest du einmal werden, Gotthard?“

„Ein Geiger.“

„Ein Geiger? Der ist ja immer alt und blind und sitzt und bettelt in den Straßen!“

„Ein solcher will ich ja nicht werden, Kätli; wohl aber einer, der so schön spielt, daß es einmal klingt, als sängen die Engel im Himmel, dann aber wie das Brausen des Windes und dann wieder wie Vogelgezwitscher in der Luft!“

„Das ist ja furchtbar schwer!“

„Schwer ist das nicht, und dennoch werde ich es nie lernen können.“

„Aber warum denn nicht, wenn es nicht schwer ist?“

„Weil ich keine Geige habe.“

„O, ich schenke dir eine, Gotthard! Weißt du, von dem Thaler, den mir die Tante Ursel geschickt.“

„Das ist nicht genug, Kätli!“

„O gewiß, es ist ein so schöner, blanker Thaler, und so groß.“

Gotthard lachte fröhlich auf; dann aber sagte er traurig:

„Selbst eine Geige würde mir nichts nützen, wenn ich keinen Lehrer

hätte, der mir das Spielen lehrte, und einen Lehrer kann ich nicht haben; denn wir sind arm."

„Wenn der liebe Gott dir aber einen Lehrer schickt, und Er wird es thun, wenn ich Ihn darum bitte!"

Kätli plauderte noch eine ganze Weile in ihrer kindlichen Weise fort; endlich aber stammelte sie ihr Abendgebet:

„Ich bin klein,
Mein Herz ist rein,
Laß niemand drin wohnen,
Als Jesum allein."

Dann verstummte der kleine Mund, und nach wenigen Augenblicken verrieten ruhige Atemzüge, daß Kätli eingeschlafen sei. Gotthard lag noch lange mit offenen Augen da; in seinen Ohren tönte es wie Meeresbrausen und Harfenklang, und über diesem wunderbaren Singen und Klingen war auch er endlich eingeschlummert.

Auf dem alten, steiflehnigen Sofa saßen unterdes die Eltern. Der Vater hielt die Mutter fest umschlungen:

„Ja, Anna, es ist ein köstlich Wort, das wir heute gelesen: Armut und Reichtum gib mir nicht. Laß mich aber mein bescheidenes Teil Speise dahinnehmen. Wollen wir zufrieden sein mit dem, was uns der Herr beschieden, sei es auch ein noch so bescheidenes Teil."

„Aber wünschen, Peter, wünschen darf sich doch das Herz so mancherlei."

„Wenn der Wunsch nicht zu groß ist — etwa ein neues Kleid, einen modernen Hut!" neckte Herr Mertens.

„Du bist garstig, Peter; meine Wünsche sind viel ernsterer Art."

„Nun?"

„Ich möchte meine Kinder gut erziehen."

„Ist denn das nicht auch mein Bestreben?"

„Gewiß, Peter — wir sind darin einig — nur die Wege, die wir einschlagen wollen, gehen weit auseinander. Du möchtest den Gotthard einen ehrbaren Handwerker werden lassen, und das ist gewiß ein achtbarer Beruf; aber in Gotthard steckt mehr; aus ihm könnte ein Künstler werden."

„Wo denkst du hin, Anna. Woher weißt du denn, ob sein Talent so groß ist? Verstehst du, ob er überhaupt Talent hat?"

„Um das zu erkennen müßte er Unterricht haben."

„Das sind vermessene Gedanken; du weißt ja, Frau, wie hart wir beide arbeiten müssen, nur um das tägliche Brot. Sei zufrieden mit dem, was uns beschert ist, und wünsche dich nicht höher hinaus."

„Wünschen und hoffen werde ich mein Leben lang, Peter!"

„Thu's immerhin; nur bleibe mir dabei so fröhlich und zufrieden, wie du's bisher gewesen."

Wenige Minuten später lag das kleine Häuschen dunkel und friedlich da — am Himmel aber glänzte ein besonders heller Stern gerade über demselben.

Tante Ursel.

„Na, ihr habt mir die alte Tante Ursel hübsch vergessen! Acht Tage lebe ich nun schon hier bei euch in R., aber noch hat keines nach mir gesehen!"

Mit diesen Worten trat an einem sonnigen Herbstsonntage eine kleine, runde Frau mit freundlichem Gesicht in das Wohnzimmer des Herrn Mertens.

„Gott zum Gruß, Bruder!" fuhr sie diesen herzlich umarmend fort. „Na, jünger bist du in den zehn Jahren auch nicht geworden! aber seh mir nur eines die Frau Anna, sie blüht ja wie eine Rose."

Lachend zog Frau Anna das Kätli hervor, welches sich hinter dem Rücken der Mutter versteckt hatte.

„Das ist ist aber eine frische kleine Krabbe!"

Tante Ursel hob das Kind empor, küßte es herzlich und fragte:

„Wie heißt denn, du kleiner Pausback?"

„Kätli!"

„Kätli — wie die Tante selig. Ja, das war ein Mädchen, frisch und fröhlich und fleißig bis zum letzten Augenblicke."

Tante Ursel wischte sich einige Thränen aus dem Auge.

Frau Mertens, welche unterdes leise den Kaffeetisch geordnet, lud nun den Gast freundlich zu einem „Täßchen" ein.

„Eins? Gutes Kind, vier; vier ist mein Maß, und nur einmal, soweit ich mich erinnern kann, trank ich nur eins; es war damals, als ich am Rheumatismus so hart darniederlag — erinnerst du dich noch, Peter?"

„Gewiß, wir dachten ja alle, es wäre dein Letztes."

„Hoffentlich schmeckt dir mein Kaffee, liebe Schwägerin; er ist von der billigsten Sorte," sagte Frau Anna bescheiden.

Als man sich eben an den kleinen, sauber gedeckten Tisch setzte, trat Gotthard ein. Nachdem die Tante ihn herzlich begrüßt, hielt sie ihn auf Armeslänge von sich, beschaute ihn kopfschüttelnd von oben bis unten und rief dann:

„Hör mal, Peter, wie sieht denn das aus, wie kommt das in unsere frische, kräftige Familie? Dieses bleiche Gesicht mit der spitzen Nase und diese, na, wie sag' ich gleich — obschkuren Augen, und dann die Glieder so fein und zart. Der schaut ja aus wie ein Herrle — aber nicht wie ein gesunder Mertens!"

„Er gerät mal nicht anders, Schwester,“ antwortete Herr Mertens lachend.

„Und ihr müht euch nach wie vor ums tägliche Brot?“ fragte Tante Ursel ernst.

„Arbeit gibt's, Gott sei Dank, vollauf, und wenn sie auch nicht viel abwirft, so werden wir doch alle satt, und was das Beste ist — sie erhält uns frisch an Leib und Seele.“

„Die Kinder gedeihen,“ fiel die Mutter ein, „da arbeitet man denn um so lieber tagein, tagaus.“

„Na, Gott erhalte euch die Zufriedenheit; das Glück wohnt ja nicht in reichen Truhen und vollen Töpfen; es nimmt vielmehr seinen Sitz bei den Genügsamen und Fleißigen.“

Frau Ursel schaute bei diesen Worten voller Liebe die einfachen Menschen an, die so fröhlich waren in ihrer Armut, und sie dachte des reichen, traurigen Hauses, daß ihr eine Heimat war, und bei diesem Gedanken hob ein schwerer Seufzer ihre Brust.

Frau Anna blickte teilnehmend zu ihrem Gast hinüber und bot demselben eine frisch gefüllte Tasse; Herr Mertens aber sagte eifrig:

„Nun ist die Reihe des Erzählens an dir, Ursel — wir möchten so gern etwas von deinem Leben wissen; daß wir nicht schon bei dir waren während der acht Tage, die du hier bist, lag an der knappen Zeit in der Arbeitswoche.“

„Na, mein Vorwurf war ja auch nicht so gar ernst gemeint. Aber was kann ich von mir erzählen. Ich bin nun schon fünfzehn Jahre Wirtin des Herrn Kreuzberger, mit dem ich manches Leid geteilt, dem ich manchen Kummer tragen geholfen habe. Ach und das Unglück hat ihn recht verfolgt.“

„Was führt euch hieher nach R.?“

„Der Arzt verlangt für Herrn Kreuzberger Ortsveränderung; er meinte, er müsse die Stadt, die Räume verlassen, die ihn so traurig stimmen; auch sagte er, das viele Sitzen auf dem Friedhofe schade ihm und würde sein Herz nie gesunden lassen.“

„Armer, armer Mann!“ rief Frau Anna voll Mitleid.

„Ja, du lieber Gott, es hat ihn auch schwer betroffen; als die junge Frau starb, war der Kummer groß; als ihm aber auch der Herr noch gar den Sohn, den Erhard, nahm, da dachte ich, er würde es nicht lange ertragen. In kurzer Zeit ward er alt und grau, zog sich von allen Menschen zurück und lebte nur noch ganz still für sich. Was mich aber am meisten beunruhigt, ist, daß er seitdem die geliebte Violine nie wieder zur Hand genommen, keinen Ton mehr gespielt hat. Des kleinen Erhard seine (o, wie schön spielten die zarten Fingerchen!) des kleinen Erhard Violine, die hat er oft genommen und über ihr geweint zum Erbarmen.“

Atemlos horchend stand Gotthard da; Kätli aber schmiegte sich an Tante und fragte leise:

„War der Knabe viel größer als unser Gotthard?“

„'s wird wohl dieselbe Länge gewesen sein. Aber warum willst du's denn wissen?“

„Weil der Gotthard sagt, kleine Kinder müßten erst die Geige lernen. Müssen sie, Tante?“

„Gewiß, Kind, und der Herr Kreuzberger hat auch den Erhard unterrichtet.“

Gotthard und Kätli wurden nun vom Vater hinausgeschickt, sich im Sonnenscheine zu tummeln. Als die Kinder gegangen waren, berichtete Frau Anna der Schwägerin von des Sohnes brennender Liebe zur Musik; sie hoffte auf die Fürsprache der Tante und war darum bitter enttäuscht, als diese ganz trocken sagte:

„Schnickschnackerei das, Anna; laß den Jungen ein ehrlich Handwerk lernen.“

Als die Dunkelheit einbrach, verabschiedete sich Tante Ursel. Im Hausflur kamen ihr die Kinder vom fröhlichen Spiel erhitzt entgegengestürmt. Die Tante küßte sie und sagte:

„Na, wenn ihr in der Woche hübsch artig und fleißig gewesen seid, mögt ihr am Samstag nachmittags die Tante Ursel besuchen.“

Die Woche verging in fleißiger, fröhlicher Arbeit. Gotthard war noch nie mit so großer Lust zur Schule gegangen, hatte noch nie mit so freudigem Eifer seine Aufgaben gefertigt. Mit Ungeduld wartete er des Sonnabends; denn mit dem freudigen Gedanken an den Besuch bei der Tante verknüpfte sich für ihn die Hoffnung, den Herrn zu sehen, der so vornehm und reich war, der so schön die Violine spielen konnte und sie nun vor Kummer seit Jahren nicht berührt hatte.

So kam der Samstag Nachmittag heran. An Gotthards Hand, in einen warmen Mantel gehüllt, unter welchem das neue, blaue Kleidchen hervorleuchtete, trippelte Kätli durch die Gassen. Das Mündchen bewegte sich ununterbrochen; sie hatte ja so viel zu fragen in ihrer kindlichen Neugier, wie es wohl bei der Tante aussehen möge, ob sie ihnen einen Kuchen geben würde, und ob sie die Violine sehen könnten. Die Violine! Des Knaben Herz begann mächtiger zu klopfen; er achtete nicht mehr auf die Fragen des Schwesterleins; während er sie zuvor mit größter Geduld beantwortet, gab er jetzt nur zerstreute ungenügende Auskunft. Endlich hatten sie das Haus des Herrn Kreuzberger erreicht, und Gotthard zog schüchtern die Klingel. Nach wenigen Augenblicken schon öffnete die Tante.

„Na freut mich, daß ihr da seid — hübsch fleißig gewesen?“

„Der Gotthard hat ein Lob vom Lehrer; im Buch kann man's lesen!“

„Und du, Fräulein Naseweis, was hast du gethan?“

Das Kind ward purpurrot und schwieg bestürzt; Gotthard aber kam ihr zu Hülfe und sagte mit brüderlichem Stolze:

„Kätli strickt schon recht hübsch und wischt jeden Tag Staub.“

Freundlich klopfte die Tante Kätlis Wange und führte die kleinen Gäste in ihre Stube, die ihnen ein wahres Paradies dünkte; gab es doch in derselben ein schönes, weiches Sofa und einen runden Tisch mit prächtiger roter Decke; eine Lampe stand darauf, deren Glasbehälter von einem Ritter mit Lanze und Schild auf der Schulter getragen ward. Die dunkel polierte Kommode zierten bunte Tassen, Porzellanfiguren, Vasen mit Blumen und eine Glasglocke, unter welcher bunte Ostereier in allen Größen prangten. Am Fenster, das mit Blumen reich bestellt war, hing ein Käfig in der Form eines Schweizerhäuschens, und in demselben schaukelte sich ein gelbes, fröhlich zwitscherndes Kanarienvögelchen.

„Bei dem Könige kann es nicht schöner sein!“ flüsterte Kätli dem Bruder zu; aber die Tante hatte es doch vernommen und lachte hell auf. Die Kinder waren noch mit dem Betrachten all der Herrlichkeiten beschäftigt, als eine Magd ein großes Brett mit Kaffee und Kuchen herbeitrug. Man setzte sich nun an den Tisch; die Kinder aßen mit sichtbarem Vergnügen und plauderten nach Herzenslust mit der Tante, die so lustig zu fragen und so spaßhaft zu erzählen verstand.

Die alte Violine.

Als die Tante mit dem Wegräumen des Kaffeegeschirres beschäftigt war, schlichen die Kinder in das kleine Vorgemach und blickten voll Neugier auf die lange Zimmerreihe, die sich im Halbdunkel geheimnisvoll ausnahm. So fand sie die Tante und sagte freundlich:

„Herr Kreuzberger ist eben nicht daheim, da könnt ihr euch alles recht genau betrachten.“

„Atemlos, zagend schritten die Kinder über weiche Teppiche; sobald sie aber aufblickten, gewahrten sie ihre ganze Gestalt in hohen Spiegeln; an den Wänden hingen Bilder in goldenen Rahmen; von der Decke senkten sich blinkende Kronleuchter herab; herrliche Marmorstatuen standen unter prächtigen, dunkelgrünen Blattpflanzen. Gotthard und Kätli konnten sich kaum satt sehen an all der Pracht, und die Tante hatte gar viel zu beantworten und zu erklären.

„Da ist eine Violine!“ Gotthard, dessen Augen überall nach dem Gegenstande seiner Sehnsucht ausgeschaut hatten, führte mit diesem Ruf sein Schwesterchen zu einem einfachen, braunen Kasten.

„Das sieht ja wie ein Schinken aus!“ rief Kätli lustig, „Tante, bitte, bitte, spiel' auf dem lustigen Dinge!“

„O du närrischer, kleiner Kauz, als ob ich das könnte.‘

„Tante, darf ich die Violine sehen?" bat der Knabe.

„Um Gotteswillen, Kind; das ist ja dem Erhard seine, die darf niemand berühren; aber hier ist eine ganz alte des Herrn, die magst du beschauen."

Verwundert blickte Kätli auf das sonderbare Ding, welches der Bruder behutsam aus dem Kasten hob; sachte tippte sie mit dem Finger auf die Saiten; ein leiser Klang zitterte durch das Gemach; das Kind klatschte jubelnd in die Händchen.

Gotthard aber stand da mit weitgeöffneten Augen, die vor Verlangen lauschten.

„Laß mich nur einmal spielen, Tante Ursel!" flehte er.

Tante Ursel nickte zustimmend in der Hoffnung, das Kind werde sich dann beruhigen.

Mit bebenden Fingern hielt Gotthard den Bogen; leise durchzitterten einige häßliche Töne das Zimmer; den Knaben entmutigte es nicht; alles um sich her vergessend setzte er immer und immer wieder ein. Tante Ursel schlich hinaus: sie wollte Kätli mit sich nehmen; aber das Kind schüttelte das Köpfchen, hockte auf dem weichen Teppich nieder, faltete die Händchen und blickte mit großen Augen unverwandt auf den Bruder.

Die alte Frau, ermüdet durch den ungewohnten Verkehr mit Kindern, hatte sich auf das Sofa gestreckt — der Herr des Hauses kam sicher vor einer Stunde nicht heim — ihre kleinen Gäste wußte sie beschäftigt; unter diesen beruhigenden Gedanken überließ sie sich bald dem süßen Schlummer.

Der Mond war aufgegangen und blickte neugierig in das Zimmer. Gotthards Wangen brannten; seine Augen leuchteten; unermüdlich, rastlos griffen die Finger in die Saiten, und die Töne, die sie denselben entlockten, wurden sicherer, klangvoller, und plötzlich tönte es leise klagend unter den Saiten hervor, das Lied:

„Ich bin so gar ein armer Mann
Und wandle ganz allein.
Ich möchte wohl, ach einmal noch,
Recht frohen Herzens sein!"

Der kleine Spieler ließ den Bogen sinken und preßte die Lippen auf das Instrument. War er es wirklich, der die Melodie hervorgebracht. waren die Töne denn unter seinen Fingern entstanden? Noch einmal setzte er den Bogen ein, und noch einmal ertönte es weich und klagend: „Ich bin so gar ein armer Mann."

Lange schon aber lehnte in der Thür des Nebenzimmers, von den Kindern nicht bemerkt, ein ernster Mann. Voll Staunen beobachtete er den Knaben; das Staunen wandelte sich in rege Teilnahme, und als das einfache Lied erklang, da schlug er die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

„Ich bin müde,“ sagte Kätli, an den Bruder herantretend.

„Müde, Kätli?“

„Laß uns zur Tante gehen, Gotthard!“ Der Knabe seufzte schwer — noch einmal die Violine an die Lippen pressend und sie mit einem langen Blick anschauend, barg er sie sorgsam im Behältnis.

Kätli aber hatte seine Hand ergriffen und zog ihn nach der Thür, in welche Herr Kreuzberger unterdes getreten war.

„Wer seid ihr denn?“ fragte er die schreckensbleichen Kinder mit milder, freundlicher Stimme. Als der Knabe in heftiger Verwirrung schwieg, rief Kätli:

„Gotthard und Kätli Mertens; wir sind bei der Tante Ursel auf Besuch.“

Der Herr streichelte die Wange des Kindes und fragte den Knaben:

„Wie lange hast du Unterricht im Violinspiel gehabt?“

„Ich hatte heute zum ersten Male eine Geige in der Hand.“

„Zum ersten Male, Kind, und konntest spielen?“

„Ich weiß nicht, wie es kam; ich suchte und suchte und endlich war das Lied da!“ sagte der Knabe errötend.

Kätli, der die Unterhaltung zu lang sein mochte, trat nun dicht an den Herrn heran und ihm vertrauensvoll in die Augen blickend, sagte sie:

„Sie sind wohl der Herr Kreuzberger?“

„Ja, Kleine, der bin ich.“

„Dann möchte ich Sie etwas bitten, so sehr, so sehr!“

„Eine Puppe, Kätli?“

„Nein,“ schüttelte diese den blonden Kopf, während der Bruder ihr zuflüsterte, artig zu sein.

„Ein Bilderbuch?“

„O nein, etwas viel Schöneres!“

„Ich kann's nicht erraten, hilf mir, liebes Kätli!“ scherzte Herr Kreuzberger, sich zu dem Kinde niederbeugend, das jetzt verlegen dreinschaute, an dem Schürzenbändchen drehte, bald auf den Bruder, bald auf den Herrn blickte. Als dieser aber ihm freundlich zunickte, sagte es stockend:

„Schenken Sie die Violine dem Gotthard!“

Der Knabe war bis über die Stirn rot geworden. „Verzeihen Sie ihr, bitte, sie ist noch so dumm und klein!“

„So dumm ist dein Schwesterchen doch nicht,“ lachte Herr Kreuzberger und nach der Violine greifend, setzte er hinzu: „Hier ist die Violine, Kätli; doch bekommst du sie nicht eher, als bis du mir versprochen, mich recht oft zu besuchen.“

„Alle, alle Tage will ich kommen.“ Jubelnd faßte das Kind das kleine, unscheinbare Instrument und legte es dem Bruder in die Arme.

Da trat Tante Ursel ein. Erschreckt blickte sie von ihrem Herrn auf die Kinder und beruhigte sich erst, als dieser munter rief:

„Ich habe eben mit der kleinen Dame da einen Tauschhandel gemacht; sie erhält die Violine und will mich dafür oft besuchen.“

„O, Sie sind sehr gütig, Herr Kreuzberger. Verzeihen Sie, daß sich die Kinder eingeschlichen; ich zeigte ihnen die Zimmer; als der Junge aber die Violine erblickte, wurde er fast krank vor Aufregung. Da meinte ich nun, es würde ihn beruhigen, wenn er's probierte und merkte, daß er auf dem Ding da nichts hervorbringen könne. Sie glauben gar nicht, was er seine armen Eltern mit der Musik quält!“ setzte sie entschuldigend hinzu.

„Ja, ja das Talent will durchdringen! Der kleine Mann da ist reich ausgestattet mit Talent — hätten Sie's nur gehört, Ursel, wie hübsch er ein mir sehr liebes, altes Lied eben erst gespielt hat!“

Einen Augenblick leuchteten die Augen der alten Frau stolz auf; dann aber sagte sie seufzend:

„Ach Herr, was nützt's, wenn armer Leute Kinder Talente und Fähigkeiten haben; das quält sie nur und muß doch mit Schmerzen begraben werden.“

„Oft aber hilft der liebe Herrgott; aus manchem armen Bettelknaben ist durch Seine Güte ein tüchtiger Künstler geworden.“ Bei diesen Worten strich Herr Kreuzberger freundlich über Gotthards braunen Lockenkopf; dann aber zog er, sich niedersetzend, Kätli auf sein Knie. Schnell schlang das Kind beide Arme um seinen Nacken und flüsterte:

„Wenn ich oft zu Ihnen komme, dann werden Sie doch nicht mehr so traurig sein!“

„Wenn du mich recht lieb haben willst, Kätli, könnte ich wohl wieder fröhlich werden.“

Eilenden Schrittes, glücklichen Herzens liefen die Kinder endlich heim, und als sie bei den Eltern anlangten, gab es ein nicht endenwollendes Fragen und Erzählen und glückliches, herzliches Lachen.

Erfüllung.

„Ursel,“ sprach an einem Winterabend Herr Kreuzberger zu seiner Wirtin, die ihm eifrig strickend gegenüber saß, „Ursel, finden Sie es im Hause nicht unerträglich still und öde?“

„Herr, eine alte Frau, wie ich, kann's wohl ertragen; auch füllt die Sorge um Sie meine Zeit aus; dazu habe ich ja den Bruder, die Schwägerin und die Kinder. Sie freilich, Sie sind noch so jung.“

„Ursel, der Herr hat mir mein Kind genommen — meinen lieben, süßen Knaben, und nun ist's auch Er, der eines auf meinen Lebensweg gestellt, das dem meinen so ähnlich ist an Leib und Seele. Will Er mir nicht damit sagen: Nimm dich des Kindes an! Ruft Er mir durch

dasselbe nicht zu: Wirf deinen Kummer, dein Grämen in Meinen Schoß und werde diesem armen Kinde ein sorgender Vater? Lange bin ich mit mir zu Rate gegangen, mein Entschluß ist nun um so fester geworden: Gotthard soll mein Sohn sein; ich will das Talent in ihm hegen und pflegen; ich will ihn zu einem tüchtigen, braven Menschen erziehen. Sie aber, liebe Ursel, müssen mir helfen; Sie müssen mit den Eltern sprechen, sie bitten, mir das Opfer zu bringen."

„O Du mein lieber Gott!' 'stotterte die alte Frau, „wie sind Deine Wege doch unerforschlich, Du hilfst weit über alles Verdienst!" Sie faltete wie im stummen Gebet die Hände, denen das Strickzeug entfallen war.

„Was meinen Sie, darf ich, kann ich hoffen?"

„Mit Freuden werden die Eltern Ihnen das Kind anvertrauen; Sie werden sich von demselben trennen, weil's zu seinem Besten ist; zudem ist ihnen ja durch die Geburt des kleinen Konrad ein reicher Ersatz an Freuden, aber auch an Sorgen geworden."

Am nächsten Tage schon wanderte Tante Ursel so leichten Schrittes, wie in den Jahren der Jugend dem Hause des Bruders zu.

Die Freude über das Glück, das dem Gotthard bestimmt, war groß, so groß, daß sie den Gedanken an den Verlust des Kindes fast verdrängte. Frau Anna sah im Geiste den Sohn schon als gefeierten Künstler; in ihrer Freude, in ihrem Stolz vergaß sie, einen wie mühevollen, weiten Weg ihr Kind bis dahin noch zurückzulegen hatte.

Bedächtiger war der Vater: „Gott hat sich dir über die Maßen gnädig erwiesen, mein Sohn; an dir wird es nun sein, deinen Wohlthäter durch Gehorsam, Liebe, großen Fleiß und unermüdlichen Eifer zu vergelten, was er an dir thut," sprach er ernst.

Für Frau Anna folgten Tage angestrengtester Arbeit. Bis in die Nacht hinein saß sie über der Wäsche und den Kleidern ihres Lieblings, bessernd und ordnend. Ach bald würde sie ja keine Hand mehr für ihn rühren dürfen, und Thräne um Thräne rann ihr über die Wangen.

So fand sie einst Gotthard; die Arme um ihren Nacken schmiegend, fragte er:

„Mütterchen, warum weinst du?"

„Weil ich dich von mir geben muß."

„Ich werde viel bei euch sein!"

„Und uns nie vergessen — selbst wenn du einmal ein berühmter Mann werden solltest?"

Des Knaben Augen leuchteten stolz auf; dann aber rief er innig:

„Euch vergessen! Wenn ich ein Künstler werden sollte, dann wird meiner Mutter Stolz und meines Vaters Lob mein schönster Lohn, mein bester Ruhm sein."

Heller Frühlingssonnenschein lag auf den Straßen, als Gotthard in sein neues Heim zog. Es war ein freundlicher, kleiner Raum, der ihm angewiesen worden war; ein Bett, eine Kommode, ein Schrank, ein Arbeitstisch und Bücherbrett machten die ganze Ausstattung aus; über dem Bette aber hing eine funkelnagelneue Violine, und auf ihr ruhten die Augen des Knaben immer und immer wieder mit seligen Träumen, aus denen er erst durch leise weiche Töne erweckt wurde, die sein Ohr plötzlich trafen. Aufhorchend standen Tante und Neffe da; über Ursels rote Wangen rollten schwere Freudenthränen; liebevoll strich sie über des Knaben braunen Scheitel.

Endlich war nun der Augenblick gekommen, nach dem sie lange schon sehnend ausgeschaut; endlich hatte die Liebe zur Musik gesiegt über den Schmerz, den die Erinnerung barg; jetzt mußte auch ein freudvolleres Leben für ihren gütigen Herrn beginnen. Aber da stand er ja selbst schon auf der Schwelle und rief scherzend:

„Ursel, glauben Sie, daß ich wohl noch des Jungen Lehrer sein könnte? Geht's noch mit dem Spiele?"

Aber Ursel antwortete nicht; aufschluchzend verließ sie das Gemach, um in ihrem Stübchen dem gütigen Lenker unseres Schicksals, dem liebenden Tröster zu danken.

Für Gotthard begann ein neues Leben. An der Hand des Pflegevaters schritt er den folgenden Tag schon dem Gymnasium zu. Voll strengen Ernstes überwachte Herr Kreuzberger die Schularbeiten des Knaben, und erst, wenn derselbe seine Aufgaben aufs beste gelöst, erteilte er ihm selbst den Violinunterricht. Die Liebe zur Musik, die Verehrung und Dankbarkeit gegen den Pflegevater ließen Gotthard alle Schwierigkeiten mühelos überwinden. Herr Kreuzberger aber lebte in seinem Pflegling, den er wie einen Sohn liebte, von neuem auf. Täglich dankte er dem Herrn, der ihn durch dieses Kind wieder glücklich und reich gemacht.

Wie sie's versprochen, war Kätli ein häufiger Gast im Hause des Herrn Kreuzberger, der stets eine Freude, eine kleine Ueberraschung für sie bereit hielt. Diese Güte vergalt das Kind durch die zärtlichste, hingebendste Liebe.

So waren Jahre vergangen. Gotthard hatte das Gymnasium durchlaufen, und da er auch dem Unterrichte seines Pflegevaters entwachsen war, schickte dieser den talentvollen, strebsamen Knaben in ein Konservatorium (Musikschule).

Die Trennung fiel dem Pflegevater schwer, unendlich schwerer wohl als den Eltern, die sich bereits gewöhnt hatten, den Sohn nicht ganz zu besitzen, die mit Stolz auf ihr Kind blickten, das nun im Begriffe stand,

die Leiter vollständig zu erklimmen, die es zu dem so sehnlich erträumten Ziele führen sollte; zudem hatte der liebe Gott sie reichlich gesegnet und ihnen zu dem frischen Konrad noch die muntre, kleine Anna beigesellt.

Im Hause des Herrn Kreuzberger sah es wieder trübe aus wie ehemals. Mit verweinten Augen räumte Frau Ursula alles fort, was sie an den Liebling ihres Herzens erinnerte. Herr Kreuzberger ruhte im Lehnstuhl; mit düstrem Ernst blickte er nach dem nun verödeten Platz, auf dem Gotthard gesessen, wenn sie miteinander wetteifernd die Bogen geführt, oder vertraut geplaudert hatten. Lange saß Herr Kreuzberger so und dachte der einsamen, freudlosen Jahre, die vor ihm lagen. Plötzlich fuhr er aus seinen trüben Gedanken auf; eine kleine, frische Hand hatte sich auf seine Schulter gelegt, und eine fröhliche Stimme rief:

„Guten Tag, Onkelchen!"

„Guten Tag, Kätli!" erwiderte er den Gruß, indem sein Auge freundlichen Blickes auf dem hübschen, frischen Mädchen ruhte, das sich auf einen Schemel zu seinen Füßen niedergelassen hatte und errötend sagte:

„Heute komme ich mit einer Bitte."

„Willst du etwa wieder eine Violine haben?" neckte er.

Kätli schüttelte lächelnd den Kopf und sagte zärtlich:

„Behalte mich hier, statt des Gotthard!"

Herr Kreuzberger schaute ihr gerührt in die Augen und entgegnete: „Das ist zu viel."

Sie senkte bestürzt den Blick; er aber fuhr fort:

„Das Opfer kann ich nicht annehmen. Ich darf dich, glückliches Kind, nicht der fröhlichen Schar der Geschwister, nicht den liebevollen, heitern Eltern entreißen, damit du hier verkümmerst."

„O laß mich bei dir," bat sie innig; „die Eltern möchten sich dir so gerne dankbar erweisen für die unendliche Liebe und Güte, die du Gotthard und allen bewiesen."

„Und du, Kätli?"

„Ich, ich kenne kein größeres Glück, als dir zu dienen, dich zu pflegen. Du hast mich bilden lassen und meine kleinen Talente geweckt; ich will das jetzt alles anwenden, dich zu erfreuen und zu unterhalten. Ich bitte dich, schicke mich nicht fort — die Eltern haben den Konrad und Anna; du bist so allein! Dieser Gedanke würde mir keine Ruhe lassen." Kätlis Augen füllten sich mit Thränen.

Herr Kreuzberger aber zog sie zu sich heran, und sie herzlich küssend sagte er in tiefer Rührung: „Mein liebes, gutes Kind, bleibe, bleibe so lange es dir bei dem alten, einsamen Manne gefällt."

Gotthards Stube war bald in das reizendste Mädchenzimmer verwandelt. Es fehlte demselben nicht an weichen Polstermöbeln, an schönen Bildern, prächtigen Blumen, an einem Schreibtische mit dem zier-

lichsten Zubehöre. Bald klang Kätlis fröhliche Stimme durch das Haus und machte Herrn Kreuzberger glücklich lächeln. Kätli hatte Tante Ursel einen Teil der Wirtschaftssorgen abgenommen. Mit den Schlüsseln klappernd lief sie nun fröhlich singend treppauf, treppab, oder saß mit einer Handarbeit plaudernd neben dem Hausherrn; sie begleitete ihn zum Violinspiel und sang auf seinen Wunsch unermüdlich.

Oft war Kätli daheim. In dem kleinen Hause in der Erbsengasse wohnten nach wie vor stilles Glück und ruhige Zufriedenheit, zu denen sich nun aber noch ein gewisser Wohlstand gesellt hatte. Kätli war überglücklich bei Eltern und Geschwistern; dennoch schritt sie immer wieder frohen Herzens ihrer neuen Heimat zu, und wenn der Onkel ihr bei der Rückkehr neckend zurief: „Da bist du doch, ich dachte, du seiest fahnenflüchtig geworden!“ Dann sagte sie ihn herzlich küssend: „Dazu hab' ich dich zu innig lieb, du allerbester aller eigentlichen und uneigentlichen Onkel!“

Wieder waren Jahre vergangen. Der große Konzertsaal der Stadt R. strahlte im Glanze der Kerzen. Wagen um Wagen, Fußgänger um Fußgänger strömten dem Saale zu — sollte man doch heute ein Kind R's, den jungen Gotthard Mertens hören, dessen Ruhm längst bis in die Mauern seiner Heimatstadt gedrungen war.

Dichtgedrängt, erwartungsvoll saß die Menge da. Der junge Künstler trat unter lautem Beifallsklatschen auf. Einen Moment ruhte sein Auge leuchtend auf den Eltern, die glückstrahlend und doch zagend in der ersten Reihe saßen; dann setzte er ein, leise, sanft. Immer mächtiger schwollen die Töne an, immer hinreißender sang und klagte die Geige in seiner Hand — atemlos, klopfenden Herzens lauschte die Menge. Der letzte Ton war verhallt. Immer und immer wieder rief der Beifallssturm den jungen Künstler, an dessen Arm ein Lorbeerkranz prangte, hervor. Da ergriff er den Bogen, es ward lautlos still, wundersam klang es durch den Raum:

„Ich bin so gar ein armer Mann
Und wand're ganz allein;
Ich möchte wohl, ach einmal noch,
Recht frohen Herzens sein.“

Ueber die Wangen des Herrn Kreuzberger rollten schwere Thränen; der junge Künstler aber hatte mit leichtem Schwung das Podium verlassen und war auf seinen Pflegevater zugeeilt, ihm errötend den Kranz darreichend und des Wohlthäters Hand an seine Lippen pressend. Dann lag er in den Armen der Eltern, küßte Konrad und Anna, die in scheuer Ehrfurcht auf den berühmten Bruder blickten und sprach endlich zu Kätli:

„Schwesterlein, du bist meines Glückes Schmied, das du begründet mit deiner Bitte um die alte Violine."

Im Hause des Herrn Kreuzberger feierte man ein schönes Fest, zu dem Tante Ursel den ganzen Glanz ihrer Kochkunst entfaltet, den ganzen Reichtum ihrer Speisekammer enthüllt hatte. Das waren glückliche, fröhliche Stunden reinsten Genusses, die man verlebte.

Als endlich alles auseinander gegangen war, bis auf Gotthard und Kätli, die bei dem Pflegevater geblieben, da faßte dieser das Mädchen mit der einen, den Jüngling mit der anderen Hand und sprach:

„Was Gott thut, das ist wohlgethan! Er nahm mir ein Kind, um mir zwei wiederzugeben — Ihm sei ewig Lob und Dank!"

Die Gemse.

„Die hohen Berge sind der Gemsen Zuflucht" heißt es im Psalmbuche. Auf den unzugänglichen und höchsten Alpen, welche an die Region des ewigen Schnees grenzen, leben diese schönen Tiere im Sommer. Nur morgens und abends wagen sie sich etwas tiefer herunter, um zu grasen. Am Tage suchen sie wieder schattige Thäler, wo sie wiederkauen, und die Nacht verbringen sie unter ausgehöhlten Felsen. Wenn im Spätjahr die Pflanzenwelt der Alpen abstirbt, gehen sie tiefer hinab und steigen, je weiter der Winter vordringt, desto tiefer hinein in die Wälder und wählen hier die dichtesten, um vor den Lawinen geschützt zu sein.

Die Gemse ist ungefähr von der Größe einer großen Ziege. Ihr Kleid ändert sich nach der Jahreszeit, ist im Frühjahr weißgrau, im Sommer rotbraun, im Herbst dunkelbraun und im Winter ganz schwarz, nur die Nasengegend, die Stirn, die untere Kinnlade, die Hinterbacken und der Bauch sind zu allen Jahreszeiten weiß. Der Leib ist gedrungen und kräftig, der Hals ziemlich schlank, die Füße sind lang und stark, die Ohren spitzig, fast halb so lang wie der Kopf, der Schwanz ist kurz. Beide Geschlechter tragen an der Wurzel geringelte, an der Spitze glatte Hörner, die von der Wurzel an senkrecht aufsteigen und mit der Spitze sich rückwärts krümmen.

Die Gemse ist ein sehr geselliges Tier und ist meist in Rudeln von oft beträchtlicher Anzahl vereinigt. Eine alte erfahrene Geiß übernimmt die Leitung eines Rudels, regelt seine Bewegungen, doch verläßt sich die Truppe nicht einzig und allein auf ihre Wachsamkeit. Jede Gemse, welche etwas Verdächtiges hört, drückt dies durch ein weithin vernehmbares, mit Aufstampfen des einen Vorderfußes verbundenes Pfeifen aus, und das Rudel ergreift, sobald es sich von der Gefahr überzeugt hat, sofort die Flucht.

In ihren Bewegungen sind die Gemsen außerordentlich rasch und behende, geschickte Kletterer, sichere Springer und kühne Bergsteiger. Wenn sie langsam gehen, hat ihr Gang etwas Schwerfälliges, Plumpes. Wittern sie aber Gefahr und ergreifen sie die Flucht, so laufen sie nicht, sondern eilen mit raschen Sätzen dahin; in jeder Bewegung zeigen sie ebensoviel Kraft als Anmut. Sie machen dann Sprünge bis zu 21 Fuß weit. Wo sich nur ein kleiner Vorsprung zeigt, kann die Gemse fußen,



Die Gemse.

und sie erreicht in wenigen Sätzen die Höhe wie im Fluge. Sie springt leichter bergauf, als bergab. Die Schalen (Klauen) sind unten ausgehöhlt und haben scharfe Ränder, so daß sie auf den steilsten Klippen, wo oft nur ihre vier Füße Platz haben, mit Sicherheit fußen kann. Das Junge folgt schon am ersten Tage seiner Mutter, die es mit viel Liebe und Sorgfalt erzieht. Sie lehrt es über Felsen und Abhänge setzen, indem sie den Sprung so lange vormacht, bis es denselben versucht.

Die Nahrung der Gemsen besteht aus den kräftigsten Alpenpflanzen, besonders den jungen Trieben der Alpenrosen, Erlen, Weiden, Nadelbäume und Wachholder. Sie können lange hungern, aber Durst können sie nicht gut ertragen. Salzhaltige Stellen werden gierig von ihnen beleckt. Ihr schlimmster Feind ist der Mensch, der mit wahrer Tollkühnheit sie verfolgt und keine Gefahr scheut, sie zu erlegen. Unzählige haben ihr Leben auf der Gemsenjagd eingebüßt, aber keine Gefahr, kein noch so abschreckendes Beispiel vermag den Jäger von seiner Leidenschaft abzuhalten. Hätten nicht die Regierungen verschiedener Länder besondere Gesetze zum Schutze dieser Tiere erlassen, so wären infolge der schonungslosen Nachstellungen durch die Jäger die Gemsen gänzlich ausgerottet. Außer dem Menschen stellen der Gemse noch eine Reihe von Feinden nach, namentlich der Luchs, der Wolf, der Bär, der Adler, der Bart- und Lämmergeier sind ihr beständig auf der Ferse.

Schlau — schlauer.

Vor 60 Jahren war in unserer Väter Heimat manches anders als heute. Anders war die Einrichtung der Häuser, anders die Lebensweise, anders die Moden, anders die Erziehung. Damals wurden die Kinder nicht so oft verzogen wie heute, man war anspruchsloser im Essen und bei den Kindern fing man an, die Anspruchslosigkeit auszubilden. Wehe dem, dessen Gaumen nicht alles zusagen wollte, was vorgesetzt war.

Es war ein Samstagsmittagsessen im Juni. Die schreckliche Stunde kam, wo zum Römischköhl geschritten werden mußte. Es hat mir das Studium der Botanik verleidet, der Römischköhl. Ich kenne ihn nur als einen dunkelgrünen Urbrei fatal säuerlichen Geschmacks. Unsers Vaters Fürsorge hatte uns die ersten Fräcke herstellen lassen mit weiter, tiefer Brusttasche. In einem solchen nun hatte unser Bruder Julius, der Erfindungsreiche, nachdem er die Brusttasche mit kräftigem blauem Deckelpapier ausgeschlagen, sich zu Tische gesetzt. Sein feines Näschen hatte ihm die Nähe von Römischköhl verraten. Es gab derer, z. B. unser lieber Vater selbst, dem nie was vorgesetzt werden durfte, was nicht alle bekamen.

Essend und gestikulierend, lebhafter noch und lauter denn gewöhnlich, konversiert Julius mit den Nachbarn. Dabei öffnet sich ihm wie von selbst die ausgeschlagene Brusttasche. Scheinbar zum Mund, in Wahrheit zum Reservoir ging's Gabelladung auf Gabelladung! Anlage zur Taschenspielerei ihm angeboren, später sein Sport. Teller leer! Gerettet!

Da fällt Juliuschen in Versuchung, er winkt dem ihm gegenüber sitzenden kleinen Bösewicht sein Kunststückchen vergnüglich zu und dieser — war's Besinnung raubende Freude über den guten Einfall, war's Neid? — kurz, der Bösewicht verrät durch nur zu beredtes Gekicher und Gedeutel die schöne Erfindung.

„Julius, komm' mal her."

Er kommt.

„Gib mir deine Hand," und mit weichmütiger Miene fühlt ihm der Herr Pfarrer unter nachdenklichem Kopfschütteln den Puls.

„Wo thut dir's denn eigentlich weh?"

„Es thut mir eigentlich gar nichts weh, wahrhaftig nicht, Herr Pfarrer, ich bin höllisch gesund."

„Ich wollte, dem wäre so. Wo steckt's nur?" erwiderte dieser, und setzt, immer den Kopf schüttelnd, mit höchst zangenhaften Griffen in die Rippengegend seine Untersuchung fort.

Julius, unter Umständen ein vollendeter Stoiker, beißt die Zähne zusammen, lächelt krampfhaft.

„Da sitzt's also nicht. Zeig einmal deine Zunge."

Julius zeigt ein Züngelchen wie eine Rosenknospe.

„Weiter heraus, weiter, weiter! Ja, da haben wir's, wo die Appetitlosigkeit herkommt. Gefährlich belegte Zunge! Muß geschabt werden, gleich!"

Und nun schabt der Barbar, die Zungenspitze in Daumen und Zeigefinger klemmend, mit dem Rücken seines Messers sehr nachdrücklich und anhaltend dies edle Glied, bis unserm Stoiker des Spaßes doch fast zu viel wird.

„Viktoria! Prachtvolle Zunge! Kuriert! Na, hol mir jetzt deinen Teller."

Julius kommt damit, und es entzieht der Menschenkenner eigenhändig der in Rede gestandenen Brusttasche die Römischköhltüte, entleert solche auf das Gefäß, von wannen ihr Inhalt stammt, und stehenden Fußes, unter dem beifälligen Nicken des behaglich zuschauenden Alten, unter dem Gelächter des Pöbels und gemischten Gefühlen meinerseits — muß der Dulder ihn ausessen, den vollen Teller, ausessen in des Wortes strengster Bedeutung.

Freund Christian hat neuerlich mir gegenüber behauptet, sein Alter habe noch einen recht vollen Gemüselöffel aus der Schüssel gütigst zugelegt.

Dann wurde der Patient entlassen — ohne Strafpredigt — und ich wollte, alle Väter, Pädagogen und Zuchthausprediger hätten Augen wie der alte Bang. Konnte mit ihnen bitterstes weglächeln.

Sprechende Zahlen.

Von D. Gustav Warneck.

Die Zahlen stehen in dem Rufe, daß sie trocken und langweilig sind. Mit Unrecht; es kommt nur darauf an, ob man die Sprache versteht, die sie reden. Es steckt viel Inhalt in den Zahlen, und wenn man diesen Inhalt herausholt, dann werden sie lebendig. Auch in der Geschichte des Reiches Gottes spielen die Zahlen eine Rolle, und das Missionsbuch des Neuen Testaments, die Apostelgeschichte, enthält manche statistische Angaben. Es ist wahr: im Reiche Gottes wird gewogen, aber es wird auch gezählt. Unsere Haare auf dem Haupte sind alle gezählet und wie Gott die Zahl der Sterne kennt, so heißt es auch in bezug auf die Menschen: „Gott der Herr hat sie gezählet, daß Ihm auch nicht eines fehlet an der ganzen großen Zahl.“ Wir dürfen also auch zählen; nur müssen wir uns bewußt bleiben, daß unsere Zählungen Fehler enthalten, und dürfen die Zählung niemals an die Stelle der Wage setzen.

Wie die Gelehrten berechnet haben, gibt es heut 1434 Millionen Menschen auf der Erde. Da es weite Ländergebiete gibt, in denen niemals eine amtliche Volkszählung stattgefunden hat, so ist diese Zahl freilich nicht ganz sicher. 1434 Millionen — was ist das für eine riesige Zahl! Wollte man diese Menschen alle neben einander stellen, so würden sie eine Linie bilden, die wenigstens 100 000 Meilen lang wäre, also etwa 20mal rund um die ganze Erde herumliefe. Und alle diese 1434 Millionen hat unser Herrgott täglich zu Kostgängern und von jedem einzelnen dieser 1434 Millionen kennt Er und leitet Er alle Seine Wege, — wenn man darüber nachdenkt, was für einen Respekt bekommt man dann vor der göttlichen Fürsorge und Weltregierung! Und alle diese 1434 Millionen liebt Gott und von jedem einzelnen will Er, daß ihm geholfen werde und er zur Erkenntnis der Wahrheit komme.

Wie viel von diesen 1434 Millionen Menschen das Heil, das in Christo Jesu ist, wirklich gefunden haben, das ist freilich Gott allein bewußt. Wir können nur diejenigen zählen, welche durch die Taufe Glieder der Christenheit geworden sind und durch christlichen Unterricht den Weg des Heils einigermaßen kennen gelernt haben, ihrer sind es heute gegen 400 Millionen. Unter dieser Zahl sind viele bloße Namenchristen; aber immerhin ist es eine Thatsache von großer Bedeutung, daß es heute keine andere Religion auf der ganzen Erde gibt, welche so viele Anhänger hat, als das Christentum. Verfolgt man die Geschichte der Ausbreitung des Christentums von den kleinen Anfängen an, die wir im Neuen Testament finden, bis auf den heutigen Tag, so muß man doch sagen: wahrlich, der christliche Glaube ist der Sieg geworden, der viel Welt über=

wunden hat! Aber freilich, 400 Mill. Christen — das ist noch nicht der dritte Teil der Menschheit. Mehr als 1000 Millionen Menschen kennen den Weg des Heils noch nicht einmal. Von diesen 1000 Millionen sind etwa 7 Millionen Juden, 175 Millionen Mohammedaner und über 800 Millionen Anhänger des Brahmanismus, Buddhismus, Konfucianismus bis zum rohesten Heidentum herunter, dem Fetischismus. Da muß man doch sagen, es ist des Landes noch sehr viel übrig einzunehmen. Es gibt noch viel durch die Sünde verschuldetes Elend innerhalb der Christenheit, — aber wie massenhaft ist erst das Elend unter den 1000 Millionen Nichtchristen, die den Durchbrecher aller Bande und den Stiller alles Haders noch gar nicht kennen! O, wenn wir all dieses Elend auf einem Haufen sehen könnten, — wir müßten ja kein Herz im Leibe haben, wenn es uns nicht jammern und dieser Jammer uns nicht treiben sollte, diesen unglücklichen Millionen den Heiland zu bringen.

Und was thut heute die evangelische Christenheit, um die Heiden auf den Weg des Heils zu führen? Aus sehr kleinen Anfängen ist es im Laufe unseres Jahrhunderts nach und nach zur Gründung von 72 selbständigen Missions-Gesellschaften gekommen, welche zusammen gegen 3000 männliche Missionsarbeiter und ebensoviele weibliche Gehülfinnen, also zusammen 6000 Menschen im Missionsdienste unterhalten und eine Jahreseinnahme von mehr als 8 Millionen Dollars aus lauter freiwilligen Beiträgen beziehen.

72 Missionsanstalten — das ist leicht gesagt; aber was für eine Fülle ergreifender, göttlicher Gnadenführungen und wunderbarer Durchhülfen erzählt die Geschichte der Gründung und Erhaltung, des Wachstums jeder dieser Gesellschaften, wenn man sie einzeln durchgeht. 6000 Missionsarbeiter und Arbeiterinnen — allerdings noch immer eine kleine Zahl, wenn man sich die 1000 Millionen vorstellt, unter denen zerstreut sie das Wort des Herrn treiben. Aber was für ein Kapital von Glauben und Liebe, von Selbstverleugnung und Heldensinn, von Leidensfreudigkeit und Geduld steckt in dieser Zahl! Man muß sie nur in ihre Einheiten zerlegen und die Einzelgeschichte aller dieser Männer und Frauen durchgehen. 8 Millionen Dollars — freilich eine geringe Summe für das Werk der Evangelisierung der Welt, und wir wollen ja kein Rühmens davon machen, zumal darunter mancher Beitrag ist, der nur durch den Stecken des Treibers eingebracht wird. Aber es steckt auch ein großes Kapital von fröhlichem Opfersinn und selbstloser Liebe in dieser Summa und es wird einmal ein erbauliches Geschäft werden im Himmel, über diesen vielen Scherflein der Witwe Gott zu preisen.

Und was sagen die Zahlen über den Erfolg der heutigen Missionsarbeit? Nun, auf dem gesamten Missionsfelde, das sich über alle 5 Erdteile erstreckt, gibt es heut 2 283 700 Heidenchristen, von denen 575 000 volle Kirchenglieder sind, die das Recht haben, zum heiligen

Abendmahl zu gehen. Das ist wieder eine sehr inhaltsreiche Zahl. Wohl steckt das Christentum der meisten dieser jungen Heidenchristen noch sehr in den Kinderschuhen; und doch — wie viele ergreifende Einzelgeschichten von wundersamer Lebensführung, von Kraftwirkung des Evangelii, von reeller Bekehrung, von kindlichem Gebet, zuversichtlichem Glauben, heldenmütigem Leiden, fröhlichem Opfersinn schließt diese Zahl von 2¼ Millionen ein! Wie viel Mühe hat es gekostet, wie viel Widerstände haben überwunden werden müssen, wie viel Geduld des Glaubens ist geübt worden, bis diese Zahl erreicht worden ist!

Es ist kein Raum da, um auszuführen, wie weit zerstreut diese 2¼ Millionen Heidenchristen leben und wie sie sich auf die verschiedenen Missionsgebiete verteilen. Aber darauf muß ich noch kurz hinweisen, wie viele Sprachen von ihnen gesprochen werden. Seit Anfang der heutigen Missionsperiode sind allein 265 Bibelübersetzungen in heidnischen Sprachen zu stande gekommen und verkündigt wird das Evangelium in noch viel mehr Sprachen und Mundarten! Welche Mühe hat es gekostet, alle diese zum Teil recht schweren und vorher ganz unbekannten Sprachen so zu erlernen, daß in ihnen die göttliche Wahrheit verständlich gemacht werden konnte! Und welchen Segen auch für das irdische Leben hat das gebracht. Denken wir nur an die vielen Schriften, welche die Missionare in diesen vielen Sprachen geschrieben, und an die vielen Schulen, in denen sie bisher ganz ungebildete Völker erst in den elementaren Fächern und dann auch in allerlei Wissenschaft unterrichtet haben. Auf allen Gebieten der evangelischen Heidenmission gibt es in Summa wenigstens 12 000 Schulen der verschiedensten Grade, die etwa von ½ Million Schülern und Schülerinnen aus allen Ständen besucht werden. Wie viel Belehrung und Zucht ist durch diese stattliche Anzahl von Missionsschulen weithin über die Erde verbreitet worden! Aus diesen Schulen gehen auch die Jünglinge und Männer hervor, welche aus den Eingebornen Mitarbeiter der Missionare werden, und deren Zahl heute etwa 25 000 beträgt, unter ihnen gegen 1700, welche ordinierte Pastoren sind.

Und nun laßt mich zum Schluß noch einmal auf die 2 283 700 Heidenchristen zurückkommen. Das ist ja freilich im Verhältnis zu den 100 Millionen Nichtchristen noch eine kleine Zahl. Aber diese Zahl wächst mit der Länge der Missionszeit. Auf der Goldküste zählte die Baseler Missionsgesellschaft nach dreißigjähriger Arbeit 1857 erst 367 Christen, 1867 waren es schon 1505, 1877: 3355 und 1881: 4780. In Indien und Ceylon gab es 1861: 213 370 Christen; 1871: 318 363, 1881: 528 590. Das sind doch redende Zahlen, denn sie zeigen uns in unwiderleglicher Weise, daß es in der Mission mit jedem Jahrzehnt vorwärts geht, und das zu sehen ist ermutigend für uns, es stärkt den Glauben, es macht Lust zur Weiterarbeit. Darum verachtet mir auch die

Zahlen nicht, sie sind ein Text, über den unser Herrgott auch Seine Predigten hält, Predigten, die sehr lehrreich und erbaulich sind, und für die wir dankbar sein wollen.

Das Erkennen.

Ein Wanderbursch, mit Stab in der Hand,
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.
Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

So tritt er ins Städtchen, durchs alte Thor,
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.
Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die beiden vereint.

Doch sieh — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.
Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche und schüttelt den Staub vom Fuß.

Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm,
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!"
Doch sieh — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straße entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'.
Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterlein her,
„Gott grüß' euch!" — so spricht er und sonst nichts mehr.

Doch, — das Mütterchen schluchzet voll Lust:
„Mein Sohn!" und sinkt an des Burschen Brust.
Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

N. Vogl.

Der Tabak.

Am Essen und Trinken haben sich die Leute nicht mehr genügen lassen wollen; da haben sie das Rauchen erfunden. Und wer's nicht mit eigenen Augen sähe, der würde es nimmermehr glauben, wie unbedacht die Groschen und Thaler ausgegeben werden für eine Pflanze, welche ohne Wohlgeruch und von schlechtem Geschmacke ist, Uebelkeit, Schwindel und Brechen erregt und doch nur durch Mund und Nase genossen wird. Freilich war es nicht des Rauchens wegen, daß die Spanier den Tabak, dessen Gebrauch Kolumbus zuerst auf der Insel Jamaika wahrgenommen hatte, aus Amerika nach Europa brachten,

sondern weil sie glaubten, darin ein gutes Heilmittel gefunden zu haben; denn die Indianer wandten das Gewächs in ihren Kriegen beim Verbinden der Wunden an. Als Arzneimittel wurde es zuerst auch in Lissabon gepflanzt und von da weiter verbreitet. Im Jahre 1592 aber erschien ein Büchlein, worin ein kurzer und einfältiger Bericht über das Kraut Nicotina enthalten war. Darin wurde unter anderm Folgendes über die merkwürdige Pflanze mitgetheilt: Johann Nicot, von 1559—1561 französischer Gesandter in Lissabon, besuchte einen portugiesischen Edelmann, der ihm einige Pflänzlein von dem fremden Gewächse aus Amerika schenkte. Nicot ließ dieselben in seinem Garten wohl verpflegen. Einst hatte sich sein Koch mit einem Messer verwundet; da wurden die Blätter des amerikanischen Krautes aufgelegt und durch den günstigen Erfolg in ganz Lissabon zu großem Rufe gebracht. Wie alle neuen Mittel, so sollte auch dieses sich nun bei allen Gebrechen der Welt heilsam erweisen; es wurde gerühmt gegen alte und neue Wunden, gegen Geschwüre und Kröpfe. In Frankreich, wohin Nicot das Wundermittel schickte, wandte man es auch innerlich an gegen Lungensucht, kurzen Atem, Magenbeschwerden, Wassersucht und viele andere Krankheiten. Anfangs wurde immer nur das frische Kraut benutzt, aber auch von der gedörrten Pflanze sollte die Wirkung eine vortreffliche sein, und darum warf man die Blätter in die Glut und ließ den Rauch durch einen Trichter in den Mund steigen. Das führe, so wurde behauptet, viele schleimige und ungesunde Säfte aus dem Leibe, so daß der Körper mager werde, als hätte man lange nichts gegessen. Daneben bringt das genannte Büchlein aber auch einige Nachrichten vom wirklichen Rauchen. „Die Bewohner einer Insel in Amerika," so heißt es, „leben eine zeitlang allein von diesem Rauche; sie stecken viele dürre, zusammengewickelte Blätter dieses Krautes in Röhren aus Palmblättern oder Schilf (tabagos genannt), zünden sie an, empfahen den Rauch so viel als möglich durch den Mund und geben vor, daß solcher Rauch ihnen den Hunger stille und den unleidlichen Durst lösche. Auch wenn sie wollen seltsame und wunderbare Gesichte sehen, so brennen sie die Blätter an und ziehen den Rauch der dürren Blätter durch Mund und Nasenlöcher ein; alsbald werden sie wie unsinnig und fallen nieder wie tot."


Der Tabak.

Da fing nun die Berühmtheit dieses Wundermittels erst recht an. Bereits im Jahre 1586 brachten englische Kolonisten den Tabak bloß des Rauchens wegen aus Virginien nach England; die gebildeten Weißen hatten von den indianischen Wilden die Unsitte angenommen, die sich

schnell als Mode verbreitete, zuerst in England, dann in Holland, Portugal, Spanien und Frankreich. Nach Holland kam das Tabakrauchen durch junge Engländer, die in Leyden studierten. Und obwohl es damals noch keine Eisenbahnen gab, nicht einmal immer ordentliche Straßen, so vergingen keine fünfzig Jahre, und es wurde schon wacker in Java und selbst in China drauf los gedampft, von der Türkei, Persien und Indien gar nicht zu reden. 1625 wurde denn endlich auch die Mode in Deutschland durch englische Hülfstruppen eingeführt, die König Jakob seinem Schwiegersohne, dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, zugeschickt hatte.

Allerlei Widerstand blieb indessen nicht aus, weder von weltlichen, noch geistlichen, weder von türkischen noch christlichen großen Herren. König Jakob I. von England z. B. schrieb eigenhändig eine heftige Schrift gegen das Rauchen, der Papst eiferte gegen die neue sündhafte Unsitte; der Sultan ließ in Konstantinopel einen Raucher durch die Straßen führen, dem die Pfeife durch die Nase gestoßen worden, und der Zar von Rußland drohte sogar mit dem Abschneiden der Nase. Auch in manchen kleineren deutschen Fürstentümern wurde das liederliche Werk des „Tabaksaufens“ mit den schwersten Strafen belegt.

Aber je heftiger man von allen Seiten gegen den glimmenden Tabak blies, um so weiter nur breitete sich der Brand aus, um so dickere Rauchsäulen wirbelten überall empor und betäubten endlich den Zorn der Gewalthaber. Jetzt hat er sich fast überall eingebürgert, und selbst das Verbot, niemand dürfe vor dem 24. Jahre rauchen, ist da, wo es sonst galt, schon lange außer Kraft getreten. Der Mißbrauch ist über alle Maßen groß geworden. Manchem geht das Rauchen übers tägliche Brot; mancher meint, er könne nur durch die Pfeife das Räderwerk seiner Hände und Füße oder auch seines Kopfes im Gange erhalten. Erwachsene spielen den großen Herrn, indem sie eine Zigarre nach der andern abdampfen, während vielleicht Frau und Kinder daheim am Hungertuche nagen; und selbst die halbwüchsige Jugend möchte bei solchem Beispiel nicht zurückbleiben. — Abgesehen davon, daß solches Rauchen nicht gesund ist, ist es auch kein Genuß mehr, sondern nur noch eine Gewohnheit, und zwar eine schlechte.

Noch seltsamer ist es, daß man sich an das Schnupfen des Tabaks hat gewöhnen können, das doch gewiß kein Mensch für eine mit den Forderungen der Reinlichkeit übereinstimmende Sitte erklären wird. Nur ausnahmsweise kann dasselbe zum Schutze des Geruchssinnes gegen gewisse Ausdünstungen, oder zur Ableitung schädlicher Flüssigkeiten bei einigen Arten von Augenleiden wirklich vorteilhaft und heilsam sein. Geradezu ekelhaft aber ist das Kauen des Tabaks, und wahrhaft unbegreiflich ist es, wie dasselbe in manchen Ländern fast allgemein in Gebrauch hat kommen können.

Wieviel Geld aber die Tabaksliebhaberei kostet, und wie mancher Dollar im eigentlichen Sinne des Wortes in Rauch aufgeht, zeigt Folgendes:

Die Vereinigten Staaten bestellen jährlich zwischen 600,000 und 700,000 Acker Land mit Tabak, ziehen etwa 500,000,000 Pfund Tabak, der über 40,000,000 Dollars abwirft.

Die hauptsächlichsten Tabak erzeugenden Staaten sind: Kentucky, Virginia, Missouri, Tennessee, Ohio, Maryland, Nord-Carolina, Indiana und Pennsylvania.

Das Kraut aber, das all' diesen gewaltigen Dampf in der Welt hervorbringt, ist nichts mehr und nichts weniger als ein Giftgewächs, der nächste Verwandte des Stechapfels, der Belladonna, des Bilsenkrautes und anderer Täublinge, wie dieses aus der Einrichtung der Blüten und Früchte genugsam ersichtlich ist. Auch kann eins der stärksten flüssigen Pflanzengifte daraus bereitet werden. Wenige Tropfen desselben führen den Tod herbei. — Der Tabak ist eine einjährige, 6—10 Fuß hohe Pflanze von schönem Wuchs, deren Stengel mit zahlreichen, lanzettlichen oder eirunden, mehr oder weniger stark gerippten Blättern besetzt ist und aus den oberen Blattwinkeln viele große, regelmäßig gestaltete Blüten treibt. Der Kelch ist einblättrig und fünfspaltig; die ebenfalls einblättrige Krone besteht aus einer langen, oben etwas bauchigen Röhre, die sich zu einem flachen Saume mit fünf Zipfeln ausbreitet. Die inneren Blütenteile stimmen in ihrer Zahl mit denen der anderen Täublinge überein; aus dem Fruchtknoten entsteht eine Kapsel mit unzähligen kleinen Samenkörnern. Durch den Anbau sind manche Abarten entstanden, welche sich jedoch sämtlich auf wenige Hauptarten zurückführen lassen.

Gemeinster Wiederhall.

Wenn jeder, der so gern anderen nach dem Munde redet, an seinem Munde eine Hasenscharte bekäme, so geschähe ihm, wie recht und billig, denn immer verrät solch Reden ein Hasenherz und bei manchem noch etwas Schlimmeres. Gibt es denn etwas Feigeres und Niedrigeres, als den; der, wenn sein Herr oder Gönner am hellen Mittage sagt: „Es ist Nacht!" darauf erwidert: „Ja, Herr, man sieht schon den Mond und die lieben Sterne am Himmel!" — oder der, wenn der vornehme Herr sagt: „Das Wasser läuft den Berg hinauf," antwortet: „Allerdings, allerdings! Es ist schon oben; ich habe eben davon getrunken!" — Siehe, so weit kann es mit solcher Nachrednerei und Beistimmerei kommen. Darum, sprichst du mit einem, von dem du etwas zu fürchten oder zu hoffen hast, so vergiß nie, daß du eines Menschen Herz im Leibe trägst,

Ist die Rede des andern etwa wider deine Ueberzeugung, so schweige höchstens, wenn Widersprechen nicht frommt; wäre aber Schweigen Sünde, so verbrenne dir lieber den Mund, als daß du ihn nach seinem Munde bequemst und dich also entehrest.

Humoristisches.

Verfehlte Prahlerei. Hans (zu Stoffel): „Was willst du denn, du armseliger Tropf? Ich hab' mehr Mist in meiner Stub' liege, wie du in deinem ganzen Hof."

Fürchterliche Drohung. Unteroffizier: Des sage ich euch, Kerls, wenn ihr jetzt nicht Achtung gebt, so schlage ich die ganze Gesellschaft in Grund und Boden, daß euch Schliemann erst wieder ausgraben muß!

Kühnes Verlangen. Mutter! der Eduard läßt mir gar keinen Platz im Bette!

Keinen Platz? Will er denn mehr als die Hälfte haben?

Er hat die ganze Mitte genommen und ich soll auf beiden Seiten liegen.

Zweideutig. Landrat (zum Ortsvorsteher): Nun, haben sie seit meinem letzten Besuche zur Besichtigung hier noch viel Vagabunden sehen lassen?

Ortsvorsteher: Nein, seit Sie, Herr Landrat, zuletzt hier waren, hat sich kein Gesindel mehr sehen lassen.

Naivität. Lehrer: Fritz, wie steigert man arm?

Schüler: Arm — ärmer — —

Lehrer: Nun, was ist der höchste Grad von arm?

Schüler (herausplatzend): Die Versteigerung!

Die Krisis. „Nun, Frau Nachbarin, wie steht's denn mit Ihrem Mann

„Ach, recht schlimm! Denken Sie sich, seit gestern hat er zu seinem Nervenfieber noch eine andere bösartige Krankheit gekriegt."

„So, was denn für eine?"

„Ei, die Krisis! Und die muß er erst übersteh'n, hat der Doktor g'sagt, eher wird's mit dem Nervenfieber nicht besser."

Deutlich. An der Table d'hote eines Hotels in einem bekannten Bade wurden Forellen gereicht. Ein Rücksichtsloser nahm so viel, daß nicht anzunehmen war, sie würden für die ganze Tafel ausreichen. Berthold Auerbach, welcher mit zu den Gästen zählte, fixierte den Mann scharf und fragte endlich: „Wissen Sie auch, was das ist, mein Herr, wovon Sie da nehmen?

„Das ist Forelle," war die Antwort.

„Nein, mein Herr," sagte Auerbach, das ist „for alle!"

Bittere Ironie. Heinrich Heine war auf einer Reise eine Wurst übergeben worden, die er einem homöopathischen Arzte in Paris senden sollte. Unterwegs bekamen er und seine Frau Mathilde Appetit und sie verzehrten die anvertraute Salamiwurst bis auf einen kleinen Zipfel, von dem Heine ein Scheibchen abschnitt und dem Doktor mit folgenden Worten schickte: „Durch Ihre Forschungen ist festgestellt, daß Millionenteilchen die größten Wirkungen äußern. Empfangen Sie hier den Millionenteil einer trefflichen Salamiwurst, die mir Ihr Freund E. für Sie übergab. Er wird bei Ihnen, falls die Homöopathie eine Wahrheit ist, dieselbe Wirkung thun, wie die ganze Wurst."

Wenn deine Lieben von dir gehn.



Wenn deine Lieben von dir geh'n
Blick' auf in deinen Thränen!
Gott will, du sollst gen Himmel sehn
Und dich nach oben sehnen.

Und schied er durch des Todes Hand
Dich von den Lieben allen,
So wirst du nach dem Vaterland
Nur um so leichter wallen!

Ein Pilger gehst du durch die Welt,
Die Heimat aufzufinden;
Bricht auch der Tod ein Wanderzelt,
Wird all' dein Kummer schwinden.

Die letzten Thränen sind geweint,
Nichts kann dich mehr betrüben,
Du bist auf Ewigkeit vereint
Mit allen deinen Lieben.

Julius Sturm.

Die Höhe einiger bedeutenden Wasserfälle der Erde

sind: Der Viktoriafall (Zambesi) ....2493 Fuß.
NB. (In welchen Ländern die Fälle sind, das im Atlas nachzuschlagen, raten wir allen Lesern, die es so nicht schon wissen.)

Gießbach (Brienzer See) 7 Fälle übereinander	984	Fuß.
Krimmlerfälle (4 Fälle), deren höchster etwa	656	,,
Gavarnie (Pyrenäen) 10 Fälle, davon der höchste	318	,,
Staubfall (bei Salzburg)	656	,,
Gollingerfall	311	,,
Niagarafall, westliche Hälfte	151	,,
,, östliche ,,	170	,,
Rheinfall	68	,,
Elbfall	65	,,

Der Goldwert ausländischer Münzen.

Deutsches Reich	1 Mark	$0.23 8
Oesterreich	1 Gulden	33,6
Belgien	1 Frank	19,3
Brasilien	1 Milreis	54,6
Canada	1 Dollar	1.00
Chile	1 Peso	91,2
Cuba	1 Peso	92,6
Dänemark	1 Krone	26,8
Großbritanien	1 Pfund Sterling	4.86,65
Griechenland	1 Drachme	19,3
Italien	1 Lire	19,3
Mexiko	1 Dollar	73,9
Niederlande	1 Gulden	40,2
Norwegen	1 Krone	26,8
Peru	1 Sol	68
Portugal	1 Milreis	1.08
Rußland	1 Rubel	54,4
Spanien	1 Peseta	19,3
Schweden	1 Krone	26,8
Schweiz	1 Franke	19,3
Türkei	1 Piaster	4,4
U. S. Columbia	1 Peso	68

Der Bernstein.

Wer kennt ihn nicht, den fast durchsichtigen, weißen, zuweilen honiggelben Stein, der doch eigentlich gar kein Stein ist. Manche unter unsern Leserinnen haben vielleicht eine Kette, oder ein Kreuzlein, das aus Bernstein gefertigt ist, oder haben den Vater oder den Onkel aus einer Bernsteinspitze rauchen sehen.

Daß der Bernstein sich zu mancherlei Schmucksachen und zierlichen Gegenständen verwenden läßt, wußten schon die alten Griechen und Römer. Als das ganze Deutschland noch ein wildes, waldbedecktes Land war, in dem nur rohe Heiden wohnten, steckten schon die vornehmen griechischen Frauen Bernsteinnadeln in ihr schwarzes Haar und schlangen Bernsteinketten um ihren Nacken. Sie wußten nicht, was der Bernstein eigentlich sei, auch nicht, woher er kam. Freilich hätten ihnen in noch früherer Zeit die reiselustigen Phönizier über den Bernstein Auskunft geben können, die mit ihren kleinen dickbauchigen Schiffen es nicht lange an dem Küstenstriche von Kleinasien aushalten konnten. Am Gestade von Afrika fuhren sie entlang, segelten durch die Meerenge von Gibraltar, besuchten Frankreich und England und gelangten sogar bis in die Ostsee. Was für Augen mögen die Bewohner der Ostseeküste, die Cimbern und Teutonen und die Obotriten gemacht haben, als an ihren Ufern urplötzlich kleine, schwarzhaarige und dunkelhäutige Männer landeten, die ganz anders sprachen, als sie selbst und die aufmerksam alles betrachteten, was ihnen in diesen unwirtlichen Ländern vor Augen kam. Da wird einer der Häuptlinge wohl ein mattgelbes Schild auf der Brust, oder einen gelben Ring um den Arm getragen haben; roh gearbeitet zwar, aber doch etwas Besonderes. Und der Phönizier fragt sofort, was das sei. Der Häuptling kann erst nicht verstehen, was der Fremdling will; endlich begreift er und zeigt auf das Meer. Von dorther kommen die gelben Sachen. Nach bösen Stürmen liegen große Stücke einer braunen Masse am Strande, die im Winter, wenn der Schnee fällt, von den Kunstfertigen seines Stammes geschnitzt werden. — So ungefähr wird der wilde Häuptling berichtet haben. Der Phönizier hat aber aufmerksam zugehört. Er ist ein schlauer Handelsmann; er weiß genau, daß er einen neuen Handelsartikel gefunden hat, mit dem er viel verdienen kann; aber er läßt sich nichts merken. Verschiedene Gegenstände handelt er von den Strandbewohnern ein; Vogelbälge, Pilze, gesalzene Fische. Buntes Tuch, verschiedene Werkzeuge gibt er in Tausch und nur ganz zuletzt deutet er wieder auf den Bernstein und meint, man solle ihm doch etwas von dem sonderbaren gelben Steine schenken. Und wirklich, die gutmütigen Wilden geben ihm einige große Stücke des braunen, merkwürdig leichten Steines. — Nach einem Jahre kniet derselbe Phönizier vor einem Könige Kleinasiens. Er hält einen Becher aus zart-

gelber Masse in der Hand und erzählt eine lange Geschichte: „Oben im Norden, wo die Sonne wohnt, geht ein Strom ins Meer. An seinen Ufern stehen Bäume, welche über die Hitze der Sonne weinen und gelbe Thränen ausschwitzen. Becher, aus diesem Sonnenstein oder Elektron gefertigt, springen in Stücke, wenn ein giftiger Trank in sie gegossen wird, und daher ist ihr Wert fast unerschwinglich." Andächtig lauscht der König dem phönizischen Krämer. Zweimal haben seine Feinde versucht, ihn zu töten. Er trinkt und ißt nur, wenn seine Sklaven vor ihm kosten und er findet es manchmal sehr ungemütlich, ein König zu sein. Den Becher bezahlt er mit blankem Golde und kauft dazu noch allerlei Schmuckwerk von dem berühmten Sonnenstein für Frau und Töchter.



Bernsteinfischerei.

Jahrhunderte lang vermitttelten die Phönizier so den Handelsverkehr der nordischen Germanen mit dem Süden. Damit sie den Handel aber für sich allein behalten konnten, erfanden sie haarsträubende Geschichten von Seeungetümen und Feuerströmen, welche die Nord- und Ostsee unsicher machten. Der Elektron oder der Bernstein wurde aber bei den Alten sehr beliebt. Man verwandte ihn nicht allein zu Trinkbechern und Schmucksachen, sondern auch als Arznei. Daß er brennbar war und, wenn man ihn rieb, kleine Gegenstände, wie Haare und Fädchen anzog, erhöhte seinen Wert und das Stück in dem etwa ein Insekt, eine Spinne, oder eine Vogelfeder eingeschlossen war, galt für besonders kostbar.

Allmählich kamen die Händler dahinter, daß an der Ostseeküste der

meiste Bernstein gefunden werde, und später gingen die Griechen, um den Bernstein einzuhandeln, vom Schwarzen Meer flußaufwärts bis an die Ostsee. Mancher Königsreif ward mit Bernstein besetzt, mancher köstliche Schmuck aus Bernstein verfertigt, und Kaiser Nero sandte einen Ritter in die nördliche Wildnis, damit dieser ihm so viel Bernstein mitbringe, wie er fortbringen könne. Wahrscheinlich wollte der römische Tyrann in seinem „goldenen Hause", das er sich erbaute, ein Zimmer haben, dessen Wände mit Bernstein und Gold ausgelegt waren.

Was aber ist denn nun dieser Bernstein, den die alten Deutschen Börnstein nannten, weil er börnt, d. h. brennt, wenn er ans Feuer gehalten wird? Nun, ein Stein ist er nicht, sondern ein versteinertes Baumharz von rötlichbrauner, wachs- oder honiggelber, oft hellgelblicher oder weißer Farbe. Am öftesten findet er sich an der Ostseeküste. Dort liegt er meist in kleinen Körnern im lockeren Sande, wird durch die Meereswoge aufgewühlt und mit Seetang ans Ufer geworfen. Bei ruhigem Wetter sieht man die hellen Stücklein auch am Meeresboden liegen, fährt auf Booten in die See, bricht mit spitzen Stangen sie los und zieht sie mit Netzen heraus. Aber auch weiter im Innern des Landes gräbt man nach Bernstein und gewinnt ihn auf völlig bergmännische Weise durch Schacht und Stollen. Der Hauptfundort ist übrigens die Küstengegend zwischen Memel und Königsberg. Auch in Portugal und Spanien, Sizilien und Nordafrika, auf den verschiedensten Punkten der Erde findet man sehr schöne Stücke Bernstein. Das größte Stück Bernstein befindet sich in der königl. Mineraliensammlung zu Berlin. Es wiegt über 13 Pfund, ist 14 Zoll lang, 8 Zoll breit und 6 Zoll dick und hat einen Wert von 7500 Dollars. Solche Stücke sind sehr selten. Man nennt schon große Stücke solche von 4 Unzen, die einen Wert von nahezu 48 Dollars haben. Die allerkleinsten Stücke, die nicht mehr verarbeitet werden können, werden zum Firnis und Räucherpulver verwendet und heißen „kleine Ware". Nur größere Stücke werden auf verschiedene Weise verarbeitet: sie werden zu Perlen geschliffen, Broschen und Zigarrenspitzen daraus verfertigt und erst die Stücke, aus denen Schalen und Becher gefertigt werden können und deren Farbe ein helles, zartleuchtendes Gelb ist, besitzen großen Wert. Das Geheimnis, den Bernstein völlig durchsichtig zu machen, soll darin bestehen, daß man ihn lange in Leinöl siedet. Der schönste Bernstein wurde nach dem Orient, nach der Türkei und Egypten gesandt, weil die Muhamedaner sehr viel Wert auf die Mundstücke ihrer Pfeifen legen, die von Bernstein sein müssen. Den Kaffee trinken sie gern aus Bernsteintassen und ihre Pferde behängen sie mit Bernsteinperlen. Auch die Neger in Afrika lieben die Bernsteinperlen fast mehr als die Korallen, und mancher Elephantenzahn, manche Straußenfeder wird noch heute mit Bernsteinperlen bezahlt.

Eine Menge Bernstein wird aber auch zum Räuchern im ganzen

Orient verbraucht. Chinesen, Japanesen und Perser ziehen den Duft des Bernsteins allen anderen Wohlgerüchen vor und bei Götzendiensten wie bei feierlichen Gastmählern und Festen darf die Bernsteinräucherung nicht fehlen.

Wer zum ersten Male ein unbearbeitetes Stück Bernstein sieht, der denkt nicht, wie die Drehscheibe des Arbeiters aus diesem unschönen Gewande ein köstliches Gerät verfertigen kann. Mit scharfen Messern und Feilen wird der Bernstein gleichfalls verarbeitet, mit seinem eigenen Staube poliert und geglättet.

Der Bernstein ist sehr brennbar. Viele Kunstwerke aus dem Altertum und Mittelalter sind wohl durch Feuer zerstört worden. Nur das Feuer schadet dem Bernstein, weder Wasser noch Erde kann ihm etwas anhaben und ob er auch Jahrtausende im Meere oder im Dunkel des Erdschachtes liegt, er bleibt unverändert.

Die Griechen nannten den Bernstein E l e k t r o n und schon Thales kannte seine Eigenschaften, daß er gerieben leichte Körper anzieht und wieder abstößt, welche Eigenschaft bekanntlich zur Entdeckung jener Kraft führte, die wir nun Elektrizität nennen.

Rösselsprung.

Pap=	So	mei=	hem	kün=	ich	Jah=	ein
nen	ho=	stets	steh'	ren	Hei=	drer	tum,
Bann.	des	Ruhm.	dend	Ver=	Dem	als	dert
Auf	Kai=	nem	schon.	men	hun=	lig	Wan=
Acht,	ich	Räu=	ge	gro=	den	war	len
Vor	ich	sers	ei=	Jn	rang	Jm	um
bot	nen	thron,	ßen	Sieg.	einst	vie=	de
nun	Mann	Schutz	mei=	Seit	Lie=	man	Krieg,

Strenges Verbot.


ritzchen war ein muntrer Junge,
Stets zu jeder That bereit,
Immer fertig mit der Zunge,
Selten mit der Schularbeit.
Lernen, gar Auswendigsagen,
Wollt' ihm nimmermehr behagen;
Aber erst die Schrift, o Graus!
Die sah ganz abscheulich aus.

Heute wieder blieb er stecken,
Wie schon manches liebe Mal.
Dann beim Schreiben erst, o Schrecken!
Macht' er Fehler ohne Zahl.
Und der strenge Lehrer, schnelle,
Gibt die Quittung auf der Stelle;
Weiß nur Papa nichts zu Haus,
Macht sich Fritzchen gar nichts draus.

Aber mittags bei dem Essen
Plötzlich da die Mama fragt:
„Fritz, fast hätt' ich es vergessen,
Hast du's heut' auch gut gemacht?" —
Fritz, mit leichtgefärbten Wangen,
Schnell erwidert, doch mit Bangen:
„Papa sagt, es schickt sich nicht,
Daß ein Kind bei Tische spricht." —

Julius Bierbaum.

Vom Niesen.

Das Niesen, welches so vollkommen wie bei dem Menschen nur noch bei dem Hunde vorkommt, entsteht infolge einer durch irgend welchen Umstand veranlaßten plötzlichen Zusammenziehung der Unterleibs- und der auf die Lungen wirkenden Muskeln. Ein kräftiges Niesen übt meist einen wohlthätigen Einfluß auf unser Befinden; ja bei

gewissen, in früheren Zeiten aufgetretenen Seuchen oder pestartigen Krankheiten soll sich sogar die glücklich überstandene Krisis oder der Anfang zur Besserung durch eintretendes Niesen kundgegeben haben, daher man einem solchen Kranken, wenn er zu niesen anfing, zugerufen hat: „Helf Gott!“ oder „Zur Gesundheit!“ Da nun kein Brauch leichter forterbt, als wenn ihn das Unglück eingeführt hat, so ist es leicht möglich, daß durch diesen Umstand die jetzt wieder abkommende Sitte entstanden ist, einem Niesenden Gesundheit zu wünschen oder ihm ein „Helf Gott!“ zuzurufen. — Anhaltendes heftiges Niesen kann freilich auch, besonders bei schwächlichen Personen, leicht gefährlich werden. Es möge deshalb hier gleich mit bemerkt sein, daß in solchem Falle durch das Einspritzen lauwarmer Milch oder lauen Wassers, oder auch durch das bloße Einziehen warmen Wasserdampfes Abhilfe geschafft werden kann.

Karl Wille.

Aus dem deutschen Sprichwörterschatze.

Sprichwort — wahr' Wort ist im Volke gleichbedeutend. Nicht alle Sprichwörter sind wahr, viele davon enthalten aber einen tiefen Sinn. Interessant wird's unseren Lesern sein, den Ursprung einiger Sprichwörter zu erfahren.

Bringt man jemanden in eine üble Lage, so heißt es: „Man hat ihm eine Suppe eingebrockt“, läßt man ihn dann ohne Hilfe in dieser Not, so „läßt man ihn in der Suppe sitzen“. Diese Sprichwörter haben ihre Heimat in jenen Gegenden vor allem des nördlichen Deutschlands, in denen die Suppe nur die Krankenkost bildete, während sie nach Süden hin zu den täglichen Mahlzeiten gehörte. Der Norddeutsche wollte damals, wie die Redensart entstand, also sagen, jemand habe ihn in eine Lage gebracht, die so schlimm sei wie die, wo man nur Suppe zu essen pflegt, nämlich wie Krankheit. Jetzt freilich hat man sich auch in Norddeutschland mehr an die Suppe gewöhnt und ist gar nicht unzufrieden, wenn jemand sie einem einbrockt.

Wenn ein Mensch den andern betrügt, so sagt man wohl auch: „Er hat ihm ein X für ein U gemacht“, was scheinbar sinnlos ist. Doch hat auch diese sprichwörtliche Redensart ihren guten Grund. Sie ist schon sehr alt und findet ihre Erklärung dadurch, daß man die Zahlen früher nicht mit unsern jetzigen, aus dem Arabischen herrührenden Ziffern schrieb, sondern mit den lateinischen. Da ist nun der Buchstabe X bekanntlich zugleich das Zeichen für 10, und das V (denn so schrieb man das U) für 5. Schrieb nun ein Gläubiger seinem Schuldner eine Summe von V (5) an, so brauchte er nur gelegentlich die beiden sich im Winkel treffenden Striche zu verlängern, und es wurde ein X (10)

daraus. Das mag öfter vorgekommen sein, und so ist denn die letzterwähnte Redensart entstanden.

Von jemandem, der großen Aufwand macht, sagt man: „Er lebt auf einem großen Fuße". Wie kommt man dazu? Soviel ist gewiß, daß im wörtlichen Sinne ein großer Fuß nicht gemeint ist; denn erstens gilt ein solcher ja weder für eine Zierde, noch erfordert er einen größeren Aufwand, als ein kleiner. Die Sache verhält sich so: In früheren Jahrhunderten trug man Schnabel- oder Spitzschuhe, die nach dem Range und Reichtum eines Menschen kürzer oder länger waren. Es ist uns bekannt, daß fürstliche Personen Schuhe von zwei Fuß Länge und darüber trugen. Der Erfinder dieser häßlichen Mode soll König Heinrich II. von England gewesen sein, der dadurch einen krankhaften Auswuchs an seinem Fuße verbergen wollte. Aus dieser Mode entstand das besagte Sprichwort, indem das Volk für Schuh — Fuß setzte.

Einer Modethorheit verdankt auch das Sprichwort: „Wer lang hat, läßt lang hängen", seinen Ursprung. Der Sinn desselben bedarf ja keiner Erklärung. Es tauchte auf, als Ende des 17. Jahrhunderts der Gebrauch aufkam, daß die Männer Zöpfe trugen, und zwar je vornehmer sie waren, desto länger. Die Zöpfe sind längst wieder vom männlichen Haupte verschwunden und kommen hoffentlich nie wieder auf, das Sprichwort aber lebt fort und soll uns auch ferner an die Zopfzeit erinnern.

Wenn es jemandem recht schlecht geht, der einst bessere Tage gesehen hat, so sagt der Volksmund: „Er ist auf den Hund gekommen". Dieses Sprichwort hat seinen Grund in der Sitte vieler Gegenden, den Hund als Zugtier zu verwenden. Ist einer reich, so läßt er seine Wagen von Pferden ziehen; geht es mit seinen Vermögensverhältnissen aber rückwärts, so spannt er bald statt des Rosses einen Esel, und zuletzt wohl gar einen Hund vor. Denselben, aus dem Gesagten leicht verständlichen Ursprung hat auch die ähnliche Redensart: „Vom Gaul auf den Esel kommmen."

Von jemandem, der etwas recht versteht, ohne sich viel darüber zu äußern, sagt das Sprichwort: „Er weiß, wo Barthel den Most holt." Die Erklärung dazu ist folgende: Barthel ist die Abkürzung des Namens Bartholomäus. Der Bartholomäustag fällt im Kalender auf den 24. August. An diesem Tage kann man schon ungefähr erkennen, wie im Herbst die Weinernte ausfallen wird. Sind viel Trauben an den Weinstöcken, so erhält man viel Most, und viel Most gibt viel Wein. Die Redensart: „Er weiß, wo Barthel den Most holt", ist also im Munde der Winzer und Weinbauern entstanden, denen der Barthel, d. i. der Bartholomäustag, schon sagte, wie viel sie Most gewinnen würden. Später wendete man dies Wort allgemein auf Personen an, die mit ziemlicher Sicherheit etwas voraus wissen und sich

demgemäß nutzbringend einrichten. Bald vergaß aber das Volk den eigentlichen Sinn des Sprichwortes, und um sich doch etwas dabei zu denken, ersann man folgende Sage: Es sei einst im Dorfe Böckingen bei Heilbronn (auch andere Orte werden genannt) ein Schultheiß mit Namen Barthel gewesen, der nach der Weinlese seinen Mitbürgern nachts heimlich den in Fässern frei herumstehenden Most stahl. Jedermann im Dorfe war dies bekannt, und doch wagte niemand ihn anzuklagen, weil er ein sehr reicher und sehr gefürchteter Mann war. Es wußte also jeder, wo Barthel eigentlich seinen Most holte. So sei die Redensart entstanden. Wir aber, liebe Leser, wissen das jetzt besser.

Rätsel in Stuttgarter Mundart.

Komm hear und lueg mei(n) Airschtes (Erstes) a(n)!
Wear sona Werk verschaffa (erschaffen) ka(n),
Dear mueß Verstand und Ei(n)sicht hau(n),
Suscht (sonst) wurd ear's muessa bleibe lau(n) (lassen).
Guck i dra(n) nuff, noh (dann) schwindelt's miar,
Und's kommt mer immer gräußer für.
Voar Zeita sind mit frommem Si(nn)
Viel Leut zu deam Kolassa hi(n).

Mei(n) anders glitzt oft wunderschö(n)
Und schreit in gar verschiedna Tö(n).
Zuiht Braut und Bräutigam verbei,
Noh singt's de lieblichscht Melodei;
Fällt hintanoach a Trauer ei(n),
So paßt in d' Trauermusig nei(n).
Kurzum, es thut mit lautem Mund
Heu(n)t Load (Leid) und morgä(n) Freuda kund.

Was könnt itzt wohl mei(n) Ganzes sei(n)?
G'wiß fällt dir Turm und Glocka(n) ei(n);
Jadoch so grauß und stark isch net,
'S isch zart und woach wie Feadra(n)bett.
Du glaubscht net, wiena's (wie es) Mändla (Männchen) macht!
Scho(n) oft händ d' Bueba drüber g'lacht.

Denksprüche.

Sechs Worte sind's, die mich beschäft'gen jeden Tag:
Ich soll, ich muß, ich will — ich kann, ich darf, ich mag.

Fr. Rückert.

Wie anfangs man geirrt, das findet man am Ende,
O daß ich's wenigstens auf halbem Wege fände!

Derselbe.

Die Arche Noah.

Einmal saß eine Gesellschaft bei einander, Alte und Halberwachsene. Unter den letzteren war einer, ein Herr von Osten, der das goldene Sprüchlein, das im Buche Sirach steht, nicht beherzigte: „Ein Jüngling mag reden, einmal oder zweimal, so man ihn fragt, und wenn er redet, so soll er's kurz machen," sondern er sprach viel, und fuhr den alten Herren mit seiner grünen Weisheit über den Mund.

So kamen sie von ungefähr auf die Sündflut und Noahs Arche zu sprechen. Da meinte der junge Herr: „Das sei kurios, daß in einem solchen Kasten, der nur dreihundert Ellen lang sei, fünfzig breit und dreißig hoch gewesen, so viele Tiere hineingekonnt hätten. Und nun gar das Futter für sie alle! Er sei auf Schulen gewesen, und glaube sowas nicht," und was dergleichen mehr war. Die Gesellschaft hörte eine Weile zu, da erhob sich ein alter Herr, that einige Züge aus seiner Pfeife und sagte: „Junger Herr von Osten, ich will Euch was erzählen. Als Noah die Arche auf Gottes Befehl gebaut, da versammelte er die Tiere, Männlein und Fräulein; er rief dem Kamel von Süden: „Kamel, komm!" und es kam und wanderte hinein; er rief dem Bär von Norden: „Bär komm!" und ohne Brummen ging er hinein; und dem Tiger von Westen: „Tiger komm!" und ohne Widerstand ging er hinein. Da rief er auch dem Esel von Osten, aus der Tartarei: „Esel komm!" aber der Esel sagte: „Das ist mir eine kuriose Sache mit diesem Kasten. Nur dreihundert Ellen lang und fünfzig breit und dreißig hoch — dazu all das Futter für uns alle; — ja, das Kamel, der Bär, der Tiger — das sind dumme Tiere, aber für unser einen, der studiert hat, ist das unglaublich." Da stand Noah auf (und der alte Herr auch) und ging hin zum Esel (und der alte Herr zum Junker), nahm ihn an seinem schönsten Ohr und zupfte ihn dreimal (und so that der alte Herr auch) und sagte: „Esel, räsoniere Er nicht, sondern marschiere Er nur hinein." So kam's, daß alle Tiere Platz fanden, und die Esel sind nicht mit ersoffen, sondern sie leben heute noch und fressen Disteln."

Darauf wurde der Junker still, und er war bald im Stillen fortgeschlichen.

Aus „Jugendheim".

In Sorge.

Schon vor mehreren Tagen ist der Vater mit anderen Männern des Fischerdorfes hinausgefahren zum Fischfange. Das Wetter war günstig, der Himmel klar. Da plötzlich säumt den Horizont eine schwarze Wolke; sie türmt sich höher und höher und zieht drohend über das ganze Himmelsgewölbe. Der Wind steift

sich; keuchend fegt er übers dunkelnde Meer. Wild und wilder wird sein Gebrause, er heult und gellt und wächst zum rasenden Sturme. Die Wellen werden haushoch und die Wogen rollen donnernd ans Gestade und werfen den weißen Gischt weit hinein auf die Düne. Prasselnd



Der Vater kommt!

strömt der Regen hernieder, immer grausiger wird das Wüten der Elemente, Himmel und Meer scheinen eins zu sein.

Auf der ganzen Insel liegen Frauen, Greise und Kinder auf den Knieen und aus des Herzens Tiefe rufen die Geängsteten zu dem,

der den Himmel und die Erde und die Meere geschaffen hat, um Schutz und Rettung ihrer Männer, ihrer Söhne.

Der Sturm geht vorüber. Die Wellen haben sich gelegt, am Ufer stehen sie, das Weib, die Kinder, die Mutter. Sie blicken hinaus in die Ferne, ob sich nicht ein Segel zeige. Sorge und Hoffnung wechseln in ihren Herzen ab. Stunde um Stunde entrinnt in entsetzlicher Langsamkeit. Ob sie wohl heimkehren, die ausgezogen sind auf ihr gefährliches Tagewerk?

Die Entdeckung Amerikas

oder

wie ein Mann versucht, den Osten zu erreichen, indem er nach Westen fährt.*)

Es ist im Februar des Jahres 1492. In den Orangengärten der Alhambra, in der alten Stadt G r a n a d a blühen die Blumen und singen die Vögel. Aber trotz der Freude in der Natur ist ein Mann in Granada, der kein Herz hat, sich daran zu erquicken, denn gerade jetzt ist ihm eine große Hoffnung, die er jahrelang gehegt hat, zu Wasser geworden. Er kommt von der Alhambra mit ihren prachtvollen Säulenhallen, ihren plätschernden Fontänen, ihren schönen Gärten. Nie kann er hoffen, sie wieder zu sehen. Er besteigt ein Maultier, reitet durch die engen Straßen hinaus aus dem Stadtthore, das Haupt niedergebeugt auf die Brust. Sein Bart ist grau und die Jahre haben auf seiner Stirne Furchen gezogen. Heute sind sie tiefer als je. Er hat einen hohen Geist und nur schwer trägt er die Enttäuschung, die ihm begegnet ist. Bitter gestimmt, reitet er dahin.

Unser Reiter ist ein Seemann. Er hat die Idee, daß er, indem er westwärts segle, den Osten erreichen werde. Er glaubt die Erde sei eine Kugel, obschon fast jedermann behauptet, sie sei flach. Der Seemann ist in Genua geboren, wo er in seiner Knabenzeit dem Vater half, Wolle zu kämmen. Er ist in Pavia zur Schule gegangen und studierte dort Lateinisch, Geometrie, Astronomie und Seewesen. Erst 14 Jahre alt, ging er mit seinem Onkel zur See und war in einem Gefechte mit venetianischen Schiffen. Dann segelte er durch die Meerenge von Gibraltar, fuhr an den Küsten von Afrika entlang bis nach Guiana. Einst, es war an der Küste von Portugal, hatte er einen furchtbaren Kampf mit einem venetianischen Schiffe. Er war damals Schiffskapitän. Beide Schiffe gerieten in Brand und er konnte sich nur retten, in-

*) Uebersetzt aus dem Werke "The Story of Liberty by Charles Carleton Coffin."

dem er eine Strecke von 2 Meilen ans Ufer schwamm. Es war aber ein glückliches Entkommen; denn ein alter Schiffskapitän, der eine brave, hübsche Tochter hatte, wurde mit ihm befreundet und sie wurde sein Weib.

Das waren sonnige Tage. Lissabon war eine königliche Stadt. Sie hatte ein altes Schloß, von Stein gebaut, das Schloß von Belem, und ein Schloß auf dem Hügel, das die Stadt überragte. Jeden Tag gab's da in den Straßen Prozessionen von Priestern mit Bannern und Kreuzen. Der alte Kapitän hatte manch eine Reise nach den Canarischen



Gibraltar.

Inseln gemacht. Er glaubte nicht an die Märchen von dem unbekannten See fern ab gegen den Westen der Inseln, der siedend heiß sei, noch daran, daß die große Atlantis, von der schon Plato geschrieben, unter dem Wasser verschwunden sei. Durch den Verkehr mit seinem Schwiegervater war der graubärtige Mann zu der Ansicht gekommen, daß man Indien erreichen könne, indem man nach Westen fahre. Er erinnerte sich, daß schon die alten Karthager behauptet hatten, daß im Westen grüne Inseln lägen. Er hatte gelesen, daß St. Brandon, ein schottischer Priester, vor 800 Jahren von einem Sturm weit nach dem Westen verschlagen worden und in einem unbekannten Lande gelandet sei. Es

war ihm mitgeteilt worden, daß Martin Vincent, ein Seemann von Lissabon, der auf einer Reise nach den Canarischen Inseln begriffen war, einst 400 Meilen vom Lande entfernt ein seltsam geschnitztes Stück Holz aufgefischt habe, das der Wind vom Westen hergetrieben hatte. Gewächse gleich denen, die man von Indien brachte, waren an die Gestade von Portugal geschwemmt worden und die Leichname zweier Männer, die denen bekannter Menschen ganz unähnlich waren, waren von Seeleuten fern vom Lande hintreibend gesehen worden. Wo kamen die her?

Glühend von Enthusiasmus ging der Seemann zum König Johann von Portugal, und machte ihm so klar, daß die Erde rund sei und daß China (das Marco Polo besucht hatte) erreicht werden könne, indem man westwärts segle, daß der König ihm teilweise zustimmte. „Aber" — fragte sich der König — „wird nicht großer Ruhm, Ehre und Vorteil von einer solchen Entdeckung ausgehen?" Gewiß. Und der König beschloß irgendwelchen Vorteil sich zu sichern. Er war kein hochherziger Mann und sandte, nachdem er sich alle mögliche Auskunft von dem Seemann hatte geben lassen, heimlich ein Schiff auf Entdeckungen aus. Die Matrosen aber, als sie nur wenige Tage gefahren und so weit vom Lande waren, wurden ängstlich und kehrten zurück mit dem Berichte, es wäre kein Land in der Richtung. „Der Osten ist nicht zu erreichen, indem man nach Westen fährt," sagten sie.

Das waren dunkle Tage für den wackeren Seemann. Der König hatte sich treulos gegen ihn benommen. Zudem starb sein Weib. Er konnte nicht länger in Lissabon bleiben, nahm seinen kleinen Knaben Diego und reiste nach seiner Vaterstadt Genua, denn er hoffte, seine Mitbürger würden ihm helfen. Sie aber verlachten ihn. „Indien erreichen, indem man westwärts fährt?" riefen sie erstaunt aus.

„„Ja gewiß.""

Die Antwort: „Du bist närrisch!" tönt zurück.

Also auch von denen, die ihn am besten kennen, wird ihm keine Hilfe zu teil.

In Spanien lebte ihm ein Bruder; dahin will er reisen und ihn besuchen. Mit seinem Sohn Diego landet er in Palos. Sein Bruder wohnt auf dem Lande. Unser Seemann ist zu arm, um ein Maultier zu mieten, und, den Pack auf dem Rücken, Diego an der Hand, wandert er zu Fuß die staubige Straße dahin. Er kommt ans Kloster La Rabiada. Diego ist hungrig. Sicherlich werden die Klosterbewohner ihm ein Stück Brot und ein Glas Wasser geben. Er klopft ans Thor. Der Thürhüter öffnet und holt ein Stück Brot. Unterdessen kommt der Prior des Klosters daher, Pater Perez, der von einem Spaziergange heimkommt. Er trägt einen breitkrämpigen Hut und ein Gewand, in das ein rotes Kreuz gestickt ist. Er ist ein guter Mann und hört des Seemanns Geschichte an.

„Indien erreichen auf der Fahrt nach Westen?“ fragte er. „ „Ja,“ “ ist die bestimmte Antwort. — „Das ist ein Gedanke, der des Nachdenkens wert ist. Ihr müßt die Nacht bei mir weilen. Ich habe einen gelehrten Freund, Doktor Fernandez. Ich werde ihn rufen lassen, daß er den Abend bei uns zubringe.“

Der Seemann und sein Sohn erhalten ein gutes Abendessen. Pater Perez und sein Freund hören des Seemanns Geschichte und sind sehr erfreut über das, was letzterer erzählt. Pater Perez gibt ihm einen Empfehlungsbrief an Pater Talavera, den Beichtvater der Königin Isabella, einen Mann von großem Einflusse am Hofe. Derselbe soll den Seemann beim Könige und bei der Königin einführen. Diego kann unterdessen im Kloster weilen und dem Unterrichte beiwohnen. Das war im Jahre 1486.

Der Seemann läßt Diego bei seinem Freunde zurück und eilt nach Cordova, woselbst König Ferdinand ein großes Heer befehligt. Alle Edlen Spaniens sind dort und Schwadronen reiten dahin, die Mauren aus dem Lande zu treiben. Der Seemann gibt seinen Brief an den Pater Talavera ab. Der Königin Beichtvater jedoch kann nicht Halt machen, um von einem armen Seemann Notiz zu nehmen, obschon dieser mit einem Briefe kommt von seinem Freunde Perez; auch der König hat keine Zeit, ihn zu hören. Das Heer aber zieht ab und der Seemann zeichnet Pläne und Karten, die er in Cordova verkauft, um aus deren Erlös sich vor dem Hungertode zu retten.

Diese Tage sind sehr dunkel. Kein Geld, vor sich den Hungertod. Aber er findet einen anderen Freund, den Kardinal Mendoza, der großen Einfluß hat beim Könige. Dieser, der soeben die Isabella geheiratet und Kastilien und Aragonien vereinigt hat, plant neue Unternehmungen. Ihn gelüstet nach dem Königreich Navarra in den Pyrenäen. Er will dasselbe nach und nach an sich reißen und so Katharina von Foix ihrer Besitzungen berauben. Jetzt aber sitzt er an den sprudelnden Fontänen. Der Kardinal naht sich dem Könige.

„Ich habe die Bekanntschaft eines Seemannes gemacht,“ beginnt er, „der einen wichtigen Plan vor Eure Majestät legen möchte.“ „ „Was ist es?“ “ „Er will den Osten erreichen, indem er nach Westen segelt.“ „ „Richtig, ich erinnere mich, daß Pater Talavera vor einiger Zeit darüber zu mir sprach.“ “ „Er ist kein gewöhnlicher Mann. Ich habe seinen Auseinandersetzungen mit großem Interesse zugehört; sein Plan scheint nicht phantastisch zu sein.“ „ „Ich werde“, spricht der König, „Pater Talavera den Auftrag geben, eine Versammlung gelehrter Männer zusammenzurufen, welche die Angelegenheit prüfen sollen.“ “

Die Versammlung hält im Kloster St. Stephan in Salamanca, eine Sitzung. Bischöfe, Erzbischöfe und gelehrte Doktoren der Univer-

sität sind in der Versammlung, die hören, was der Seemann zu sagen hat. „Meint ihr," wird dieser gefragt, „daß ihr den Osten erreichen werdet, indem ihr westwärts segelt?" „ „Ja." " „Ein abgeschmackter Gedanke," tönt's ihm entgegen. „ „Aber der alte Geograph Ptolemäus und die Gelehrten seiner Zeit,"" erwidert er, „ „behaupteten schon, daß die Erde rund sei. Und wenn sie rund ist, versteht es sich nicht von selbst, daß wir den Osten erreichen können, indem wir nach Westen segeln?" " „Nein, die Erde muß flach sein, so ist die allgemeine Ansicht der Welt." „ „Sonne und Mond sind rund, wie wir



Kolumbus in der Gelehrten-Versammlung.

sehen, warum sollte die Erde nicht rund sein?" " antwortete der Seemann. „Wenn die Erde eine Kugel ist, was hält sie auf?" warf der Kardinal ein. „ „Wir möchten ebensowohl fragen, was hält Sonne und Mond?" " ist des Seemanns Antwort. „Die Idee, daß die Erde rund ist, ist absurd. Wie können die Menschen gehen mit dem Kopf nach unten und den Füßen nach oben, wie Fliegen an der Decke?" fragt ein gelehrter Doktor. „Wie können Bäume wachsen mit den Wurzeln in der Luft?" wirft ein anderer dazwischen. „Das Wasser würde alles auslaufen aus den Teichen und Seen und wir würden alle

von der Erde abfallen,“ sagt wieder ein anderer. So disputierten die weisen Doktoren. „Die Idee ist auf falsche Voraussetzungen gegründet und zu sagen, die Erde sei rund, ist Irrlehre,“ ruft einer aus.

Sechs Jahre vergehen. Der Seemann altert, aber er hat seine Ueberzeugung, daß man westlich segeln kann, um nach Indien zu gelangen, nicht aufgegeben. Er hat gewartet, bis Ferdinand und Isabella die Mauren aus Spanien vertrieben haben. Sie haben erreicht, was sie wollten: Granada, die letzte Feste, ist genommen. Jetzt sind sie in der großen und schönen Alhambra mit ihrer kleinen Tochter Katharina, einem vierjährigen Mädchen. Sie sitzen an den sprudelnden Fontänen, spazieren in den Orangenhainen und ergehen sich in den Säulenhallen, wo die maurischen Könige in Pracht und Hoheit gelebt hatten. Der Seemann hat, nun der Krieg vorüber, gedacht, Ferdinand und Isabella würden ihm ihre Hilfe angedeihen lassen. Vergebliche Hoffnung! Er hat seine letzte Unterredung mit ihnen gehabt. Die Königin war beinahe überredet, ihm zu helfen, aber schließlich hat sie abgelehnt. Niemals will er sie wieder belästigen. Er reitet davon und kehrt Spanien für immer den Rücken.

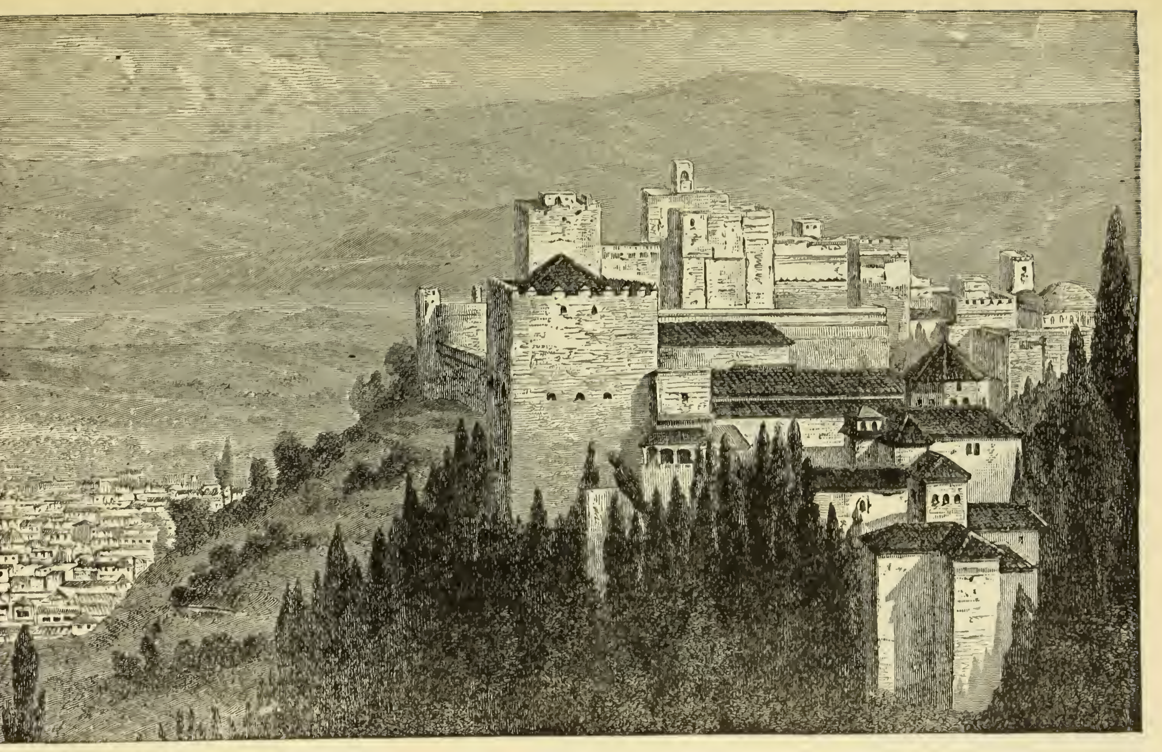
„Habt ihr einen Mann wegreiten sehen auf einem Maultier, einen graubärtigen Mann durchs Thor ziehen?“ fragt ein Reiter die Wache. „ „Ja, dort ist er, dort auf der Ebene,“ antwortet die Wache, indem sie auf eine davonreitende Gestalt deutet. Der Reiter sieht einen kleinen Punkt in weiter Entfernung, drückt dem Pferde die Sporen in die Seite und fliegt mit Windeseile auf dem Wege dahin. „Halloh!“ Der Seemann zügelt sein Maultier. „Die Königin hat mich gesandt, euch zurückzurufen.“ Christoph Kolumbus kehrt nochmals zur Stadt zurück und mit ihm gewinnt die Welt eine andere Gestalt. Es war Louis St. Angel, einer von Kolumbus Freunden, der ihn niedergeschlagen davonreiten sah, der zur Königin geeilt war, daß sie ihn zur Rückkehr überreden sollte.

„Denkt euch, welchen Gewinn es bringen mag, bei kleinen Kosten, wenn das, was der Seemann glaubt, sich bewahrheiten sollte“, redete sie der ernste Mann an. „ „Es soll geschehen. Ich will den Versuch wagen. Ich will meine Juwelen daran setzen, das Geld aufzubringen. Ruft ihn zurück,“ “ lautet der Königin Bescheid.

So war denn der Reiter dem Seemann nachgeritten. Noch eine Unterredung hält er mit dem König und der Königin.

Alle Anordnungen sind getroffen. Es ist der 3. August. Drei kleine Schiffe liegen im Hafen von Palos vor Anker. Sie sind etwas größer wie Schifferboote und nur das größte hat ein Deck in der Mitte.

Die beiden anderen sind hoch gebaut, mit Verdeck am Vorder- und Hinterteil des Schiffes, aber offen in der Mitte. Eine ungewöhnliche Bewegung herrscht an Bord und am Ufer. Eine Menschenmenge steht



Die Alhambra.

am Ufer, denn die Schiffe sind daran, abzufahren, wohin bisher noch nie Schiffe gesegelt sind, in unbekannte Meere — in die Meere, wo die

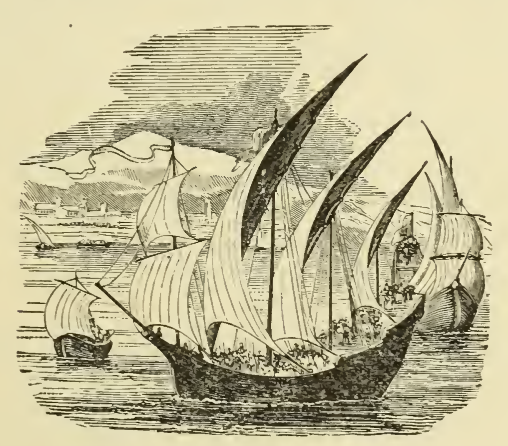


Kolumbus vor Ferdinand und Isabella.

Wogen kochend heiß sind. Die Matrosen fahren unwillig mit. Niemand weiß, welche Gefahren ihrer warten, welche Stürme, welche Strudel, welche geheimnisvollen Mächte sie vernichten mögen. Der Admiral der

kleinen Flotte, der Seemann im grauen Barte, Christoph Kolumbus, sagt, die Erde sei rund. Ist's so, wie werden sie je wieder imstande sein heimzukehren? Kann ein Schiff bergan fahren? Die Matrosen gehen nicht freiwillig mit, sie sind vom König dazu gezwungen worden. Ihre Freunde am Ufer weinen und wehklagen über die Abfahrt. Nie, meinen sie, werden sie die Ihrigen wiedersehen. Die Schiffe sind: die Santa Maria mit der Admiralsflagge geschmückt, die Pinta, befehligt von Alonzo Pinzon und die Ninja, kommandiert von Yanez Pinzon.

Kolumbus treuer Freund, der gute Prior von La Rabiada, steht auf Deck der Santa Maria, um ihm den Segen zu erteilen. Das



Abfahrt von Palos.

letzte Abschiedswort ist gesprochen, die Anker gelichtet, die Segel gespannt. Die Schiffe fahren davon, den Canarischen Inseln zu.

Am dritten Tage wehte auf der Pinta die Notflagge, ihr Steuerruder ist ausgehängt und gebrochen. Aber Kapitän Alonzo Pinzon ist ein fähiger Seemann und befestigt es mit Tauen, bis sie die Canarischen Inseln erreichen, wo sie ein neues Steuerruder bekommen.

Am Samstag, den 6. September, wenden sich die Schiffe wieder westwärts. Am Sonntagmorgen sind sie noch in Sicht vom Land, aber eine frische Brise erhebt sich und bald entschwinden sie den Blicken der Beobachter am Lande.

Die Seeleute waren tapfer in der Schlacht, aber hier wird die Furcht ihrer Herr. Die Besorgnis, etwas zu erleben, was bisher kein Mensch vor ihnen je durchmachen mußte, etwas Schreckliches und Un=

bekanntes, macht ihre Wangen bleich und füllt ihre Augen mit Thränen. Der Admiral beruhigt sie mit einer Beschreibung von Indien, einem Lande, reich an Gold, Silber und kostbaren Steinen, das sie bestimmt finden werden. Der Montagmorgen kommt und sie entdecken den Mast eines Fahrzeuges, der im Meere schwimmt, bedeckt mit Seetang (sea weed). Derselbe muß lange Zeit im Wasser getrieben haben. Die Seeleute beginnen zu wehklagen. Auch sie befürchten, Schiffbruch zu leiden.

Am 13. September sind die Schiffe 200 Meilen westlich von den Canarischen Inseln. Kolumbus bemerkt am Abend, daß der Kompaß nicht mehr nach Norden zeigt, sondern sich 5 Grad nach Westen gewendet hat. Was bedeutet das? Ist der Führer, dem sie immer vertraut haben, unzuverlässig geworden? Er weiß, daß Sonne und Mond Kugeln sind; er glaubt, daß auch die Erde eine Kugel ist; er weiß aber nicht, daß die Erde sich alle 24 Stunden um ihre eigene Axe dreht, wodurch Tag und Nacht entsteht. Ein solcher Gedanke ist noch in keines Menschen Geist aufgedämmert.

Christoph Columbus sieht, daß sein Kompaß nicht zuverlässig ist. Die Seeleute gewahren seinen Schrecken, er aber beruhigt sie, indem er ihnen sagt, der Nordstern sei nicht direkt nördlich.

Sie fahren dahin, Tag um Tag. Vögel umkreisen die Schiffe. Das Meer ist voll grüner Pflanzen. Am 1. Oktober haben sie 2300 Meilen zurückgelegt — obgleich die Rechnung, die Kolumbus den Matrosen vorlegt, nur 1700 Meilen aufweist.

Der Wind bläst stetig von Osten her. Die Schiffsmannschaften, da sie sehen, wie weit sie schon vorwärts gekommen sind, fürchten, daß sie, wenn der Wind beständig von Osten komme, nie wieder ihre Heimat erreichen werden. Sie sind alle zur Meuterei bereit; aber Kolumbus beruhigt sie und verspricht dem, der zuerst Land erspäht $25.00.

„Land!" ruft ein Matrose. Alle Pulse schlagen rascher; aber der Matrose hat sich getäuscht. Kein Land ist zu sehen. Dem Enthusiasmus folgt tiefe Niedergeschlagenheit. Sie murren aufs neue. „Wir sind nicht weit vom Lande; wir werden es bald erblicken," sagt Kolumbus. „Seht dort einen Zweig mit Beeren daran!" Sie fischen ihn aus dem Wasser. Gewiß, es sind Beeren daran; die wuchsen nicht auf dem Meere. „Das sind Landvögel," ruft Kolumbus wieder, und deutet nach Vögeln, die um die Schiffe herumfliegen. „Seht dort! Ein Stück Holz. Das ist auch nicht auf dem Meere gewachsen." Sie fischen es auf. „Was? Es ist geschnitzt. Das sind Zeichen von Werkzeugen. Es ist nicht ein Stück von einem Schiffe. Kein Schiff ist je hier gefahren. Es muß Land vor uns liegen."

Beim Sonnenuntergang kniet die Schiffsmannschaft auf dem Verdeck. Sie singen Abendlieder.

Es sind 67 Tage, seit sie Palos verließen. Kolumbus hat berech-

net, daß es von Spanien bis nach China 3000 Meilen seien und er ist beinahe soweit gefahren. Er weiß von den Vögeln um ihn her, vom Wechsel der Temperatur, daß er nicht weit vom Lande sein kann. Einmal nur hat er seinen Kurs geändert in südwestlicher Richtung, als er den Vögeln nach der Richtung folgt. Zehn Uhr. Was ist das? Ein Licht! Dort ist's! Weit ab! Einen Augenblick sehen sie es, dann ist's wieder verschwunden. Dort ist's wieder.

Zwei Uhr morgens, den 12. Oktober, eine denkwürdige Stunde! Roderigo de Friana ist auf dem Ausgucke auf dem Mastkorbe der „Pinta".

Was ist das? Es kann keine Wolkenschichte sein, denn die Sterne scheinen glänzend hell.

„Land! Land! Land!" Eine Bewegung herrscht an Bord des Schiffes. „Wo?" Dort, dort! Seht ihr's nicht?

„Land! Land! Land!"

Die Kanone wird abgefeuert. Keine Echos wie diese waren je an den Küsten der Bahama Inseln erzeugt worden. Der Tag graut.

Dort ist sie, eine grüne, sonnige Insel, ein irdisches Paradies. Grünbelaubte Bäume, duftende Blumen, zahllose Vögel, Gruppen von Männern, Frauen und Kindern, die voll Verwunderung die Schiffe betrachten.

Die Schiffsmannschaft, die so verzagt war, so bereit zur Meuterei, wirft sich vor Kolumbus nieder und bittet um Verzeihung.

Man wirft Anker und läßt die Boote nieder. Das spanische Banner wird entfaltet und Kolumbus, in scharlachfarbigem Gewande, das Schwert an der Seite, nähert sich dem Ufer. Er schreitet vom Boote, wirft sich auf die Kniee und mit gefalteten Händen dankt er Gott. Dann nimmt er unter imposanten Zeremonien im Namen des Königs und der Königin Besitz vom Lande. Die Eingeborenen scharen sich um ihn und wundern sich über das, was sie sehen. Woher kamen diese Wesen? Aus den Wolken? Oder entstiegen sie dem Meere? Mit Entzücken nahmen sie den Flitterkram in Empfang, den ihnen Kolumbus gibt. Sie springen ins Wasser und schwimmen hinaus an die Schiffe, klimmen an deren Seiten hinauf und betrachten verwundert, was sich ihren Augen da zeigt.

Als die Kanone abgefeuert wird, fallen sie auf ihr Gesicht. Für sie ist es Blitz und Donner. Sie bringen Früchte, Bananen und Orangen und glänzend gefiederte Vögel, wie Papageien ꝛc. und geben sie der Schiffsmannschaft. Sie tragen Ohrgehänge von Gold, die sie für kleine klingende Glocken umtauschen. Die Spanier machen begierig zu Gold, was immer sie können.

„Wo habt ihr's bekommen?" fragen sie und die Indianer deuten nach dem Westen. Die Seeleute sehen noch andere Inseln am Horizont.

Sie besteigen ihre Schiffe und segeln davon. Sie nahmen 7 Indianer mit sich, die gerne mitgehen.

Sie besuchen Insel um Insel und staunen in Verwunderung und Entzücken über das immer wechselnde, aber prächtige Panorama. Die Berge sind mit tropischem Grün bekleidet. Zahllos sind die bunten Blumen, der wilde Wein, die Palmen und Kokoahaine. Die Wogen brechen sich an der mit Kieseln bedeckten Küste, die Luft ist balsamisch und ertönt wieder vom Gesang von Vögeln, die die Seeleute nie vorher gesehen haben. Sie haben ein Paradies gefunden.

Sie gelangen an eine andere Insel, größer als die, welchen sie bis jetzt begegnet sind, auf der Flüsse süßen Wassers von den Bergen fließen. Sie fahren auf ihren Booten einen ruhigen Fluß hinauf und sehen überall neue Schönheit.

„Hier könnte ich für immer leben," spricht Kolumbus. Die Eingeborenen nennen die Insel Cuba. Er kehrt zu den Schiffen zurück und segelt drei Tage lang an den Küsten dahin in dem Glauben, er habe Indien erreicht.

Die Indianer bringen den Seefahrern eine Frucht, die in der Erde wächst und die sie in heißer Asche braten — und diese Frucht ist süß und nahrhaft.

„Wie nennt ihr diese Frucht?" fragt der Seefahrer in der Zeichensprache.

„Batatoes."

Das ist das erste Kartoffelgericht, das die Europäer genossen haben.

Die Indianer rollen ein trockenes Blatt einer Pflanze zusammen die eine hübsche blaßrote Blüte trägt, zünden das eine Ende an, atmen' den Rauch des andern Endes ein und blasen ihn aus Mund und Nase.

„To-bac-co," sagen sie. Die Seefahrer versuchen es ebenfalls, werden aber zuerst krank davon, endlich aber haben sie einen Genuß davon.

Von Cuba fahren die Schiffe an eine Insel, welche von den Indianern Hayti genannt wurde, die Kolumbus aber „Hispaniola" nennt. Er landet und errichtet inmitten riesiger Waldbäume ein Kreuz und pflanzt die spanische Fahne auf. Tausende von Papageien plaudern um sie her, zwitschernde Vögel fliegen eilends durch die Lüfte und Flamingos schreiten am Ufer entlang.

Die Schiffsmannschaft nimmt ein Indianermädchen gefangen, Kolumbus aber behandelt sie gütig und sie ist von einem Halsbande mit kleinen Glocken, die er ihr schenkt, entzückt. Eines der Schiffe läuft auf einen Felsen und erleidet Schiffbruch; die Schiffsmannschaft bringt aber alle Waren ans Ufer. Durch das Indianermädchen veranlaßt Kolumbus die Eingeborenen, aus den Wäldern, in die sie geflohen, zurückzu-

kehren. Sie sind einfältig, gutmütig und ehrlich, stehlen auch nichts von den ans Ufer gebrachten Waren.

„Sie lieben ihren Nächsten als sich selbst,“ schreibt Kolumbus in sein Tagebuch.

Der Häuptling veranstaltet ein großes Festmahl bestehend aus Fischen, Obst und Kartoffeln und nach dem Mahle führen die Eingeborenen einen Tanz auf. Kolumbus dagegen befiehlt der Schiffsmannschaft, ein militärisches Manöver durchzumachen. Mit Staunen schauen die Indianer auf die breiten, im Sonnenschein glänzenden Schwerter, fallen aber erschreckt zu Boden, als die Kanone abgefeuert wird. Kolumbus baut ein Festungswerk, läßt eine Garnison darin zurück und segelt nach Spanien. Er erreicht die Azoren, aber bald nachdem er diese Inseln verlassen hat, bricht ein Sturm aus und die Schiffe trennen sich. Er fürchtet, daß alles verloren sei, doch erreicht er am 4. März die Mündung des Flusses Tajo, 10 Meilen von Lissabon und geht dort vor Anker. Am 15. März aber segelt er in den Hafen von Palos ein.

Welch ein Leben hier!

„Christoph Kolumbus ist angekommen.“

Die Neuigkeit eilt durch die Stadt. Jedes Boot wird vom Stapel gelassen und alle Ruderer strengen sich aufs höchste an, um zuerst an die Schiffe zu gelangen.

„Eine neue Welt ist entdeckt!“ Die Glocken läuten, die Kanonen donnern, Freudenfeuer brennen. Es ist kein Märchen, denn da sind die Indianer, ihrer sechs, und Papageien, Flamingos, Rollen indianischer Tücher, Bananen, Kartoffeln, Gold! Die Neuigkeit eilt von Haus zu Haus. Jedermann ist entzückt über die wunderbare Nachricht.

Im Triumph marschiert Kolumbus nach Barcelona, 600 Meilen, um Ferdinand und Isabella seine Aufwartung zu machen. Er geht dahin als ein Eroberer in Begleitung von Edelleuten. Von ferne kommen Leute, um ihn zu sehen, um die Indianer und die Papageien anzuschauen.

Der König und die Königin empfangen Kolumbus im Hofstaat und machen sich eine Freude daraus, ihn zu ehren. Und warum sollten sie das nicht, hat er ihnen nicht ein neues Reich gegeben? Aber die Doktoren, die ihn in Salamanca verspottet haben, sind ihm neidisch. Es ist unangenehm für sie, alle ihre feinen Theorien umgeworfen zu sehen und zu finden, daß sie sich zu Narren gemacht haben. Ueberdies — dieser Abenteurer ist ja ein Italiener und es thut ihnen leid zu denken, daß ein Italiener und nicht ein Spanier der Entdecker einer neuen Welt ist. Der große Kardinal ladet Kolumbus zu einem Mittagsmahl ein. Auch die großen Doktoren sind da. Einer davon ist so neidisch, daß er sich nicht enthalten kann, Kolumbus einen kleinen Hieb zu geben.

„Meint Ihr, es gäbe in Spanien keinen Mann, der fähig wäre, die Entdeckung zu machen?“ fragte er.

Kolumbus antwortete mit einer Gegenfrage.

„Ist jemand hier, der ein Ei mit dem einen Ende auf den Tisch stellen kann?“

Sie versuchen's, aber keinem gelingt's.

„Könnt Ihr es thun?“ wird Kolumbus gefragt.

„Gewiß,“ erwidert er. Er zerbricht die Schale an einem Ende und das Ei steht.

„Irgend jemand kann das thun,“ wird ihm entgegen gehalten.

„So kann irgend jemand jetzt nach dem neuen Lande reisen, nun ich es entdeckt habe,“ war Kolumbus' Antwort.

Bald segelt Kolumbus wieder nach dem Westen, dieses mal mit 12 Schiffen und 1200 Mann Besatzung.

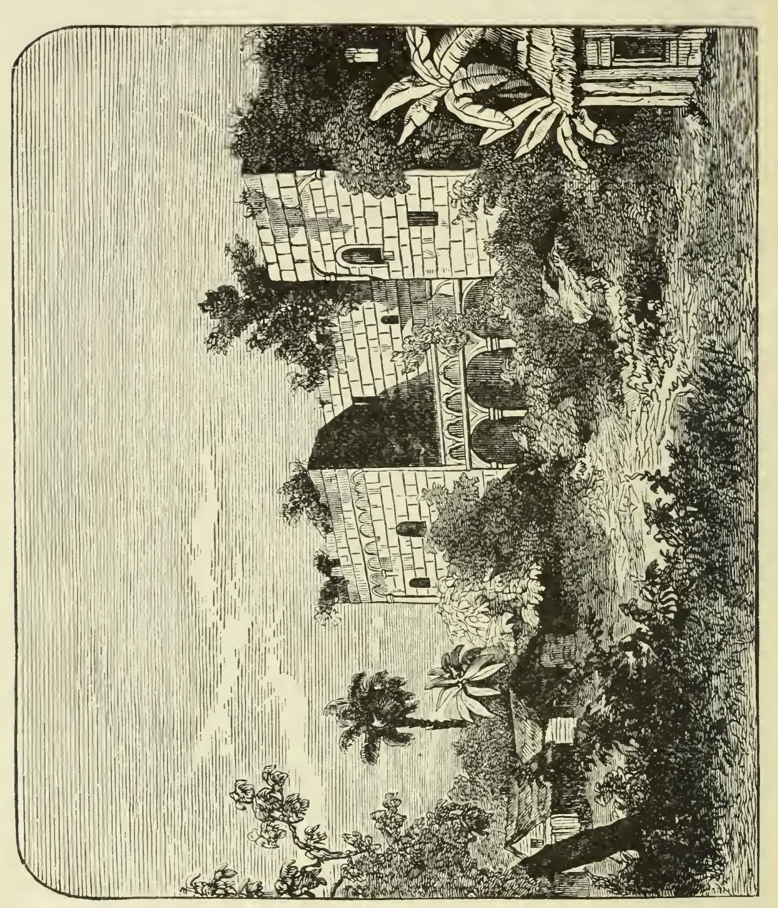
Tausende wollen mit ihm. Sie nehmen Pferde, Schweine, Rindvieh und Hunde mit, denn diese Tiere finden sich in der neuen Welt nicht. Zwölf Priester gehen auch mit, um die Indianer zum katholischen Glauben zu bekehren. Er kommt in der Kolonie an, aber niemand ist da. Sie finden Schädel, Knochen, verweste Körper, Ruinen. Die, welche Kolumbus dort gelassen hatte, hatten miteinander gestritten, sich getrennt und mit den Indianern gelebt. Ein mächtiger Stamm war eines Tages von den Bergen herabgekommen und hatte jeden Spanier und viele der an der Küste lebenden Indianer getötet. Kolumbus läßt wieder eine Kolonie zurück und segelt westlich, um neue Länder zu entdecken, entdeckt auch die Insel J a m a i c a. Da findet er freilich keine Berge mit Gold und die Abenteurer sind enttäuscht. Es bricht Krankheit aus. Ihr Proviant geht zu Ende. Etliche der Schiffe kehren nach Spanien zurück. Manche von denen, die mit Kolumbus gezogen sind, sind junge Edelleute, die diesen einen Schwindler heißen, weil — sie kein Gold gefunden haben.

Kolumbus aber segelt weiter, entdeckt neue Länder und kehrt dann nach Spanien zurück. Die Edelleute sind so eifersüchtig auf ihn, daß 2 Jahre vergehen, ehe er eine neue Reise antreten kann. Er segelt noch einmal ab, steuert weiter nach Süden und nachdem er 38 Tage gefahren ist, entdeckt er eine Insel mit 3 Bergspitzen, die er „die Dreifaltigkeit“ nennt. Gerade jenseits davon aber erblickt er das Hauptland, S ü d a m e r i k a, und segelt viele Meilen der Küste entlang. Das ist im Jahre 1498.

Kolumbus ist der Gouverneur der neuen Welt. Die einzige Ansiedelung ist die in Hayti; aber die Großen sind so eifersüchtig, daß sie es nicht ertragen können, einen Italiener über sich zu haben. Sie beschuldigen ihn fälschlich beim Könige, bis dieser überredet wird, ihn seines Amtes zu entheben. An seiner Stelle sendet er einen eitlen, prunksüchtigen,

Kolumbus in Ketten.

grausamen Mann, **Bobadilla**, als Gouverneur, der den Kolumbus verhaften, ins Gefängnis werfen und in Ketten legen läßt und ihn nach Spanien sendet.



Kolumbus' Wohnung in San Domingo.

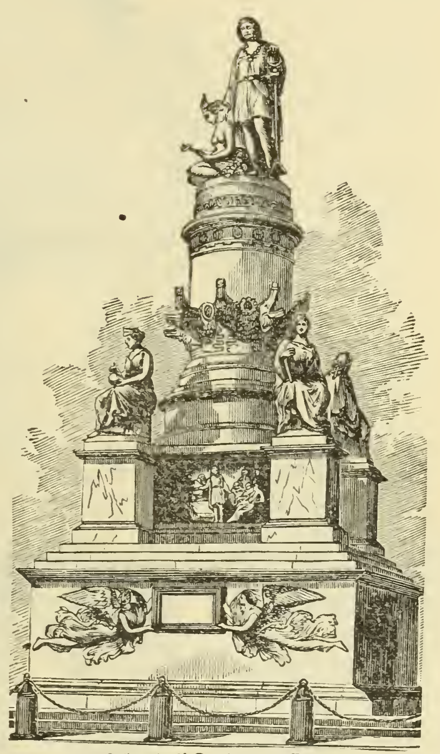
Der Kapitän des Schiffes ist entrüstet über die Behandlung des hochherzigen Seemannes.

„Ich will die Eisen abnehmen," sagt er.

„Nein, der König befahl, daß ich mich allem unterwerfe, was Bobadilla in seinem Namen anordne. Ich werde die Ketten tragen und sie als eine Erinnerung meines Lohnes behalten.“

In Ketten wird Columbus nach Cadix gebracht.

„Schändlich! Schändlich!“ So ruft das Volk aus und der König läßt Kolumbus die Ketten abnehmen.


Kolumbus' Denkmal zu Genua.

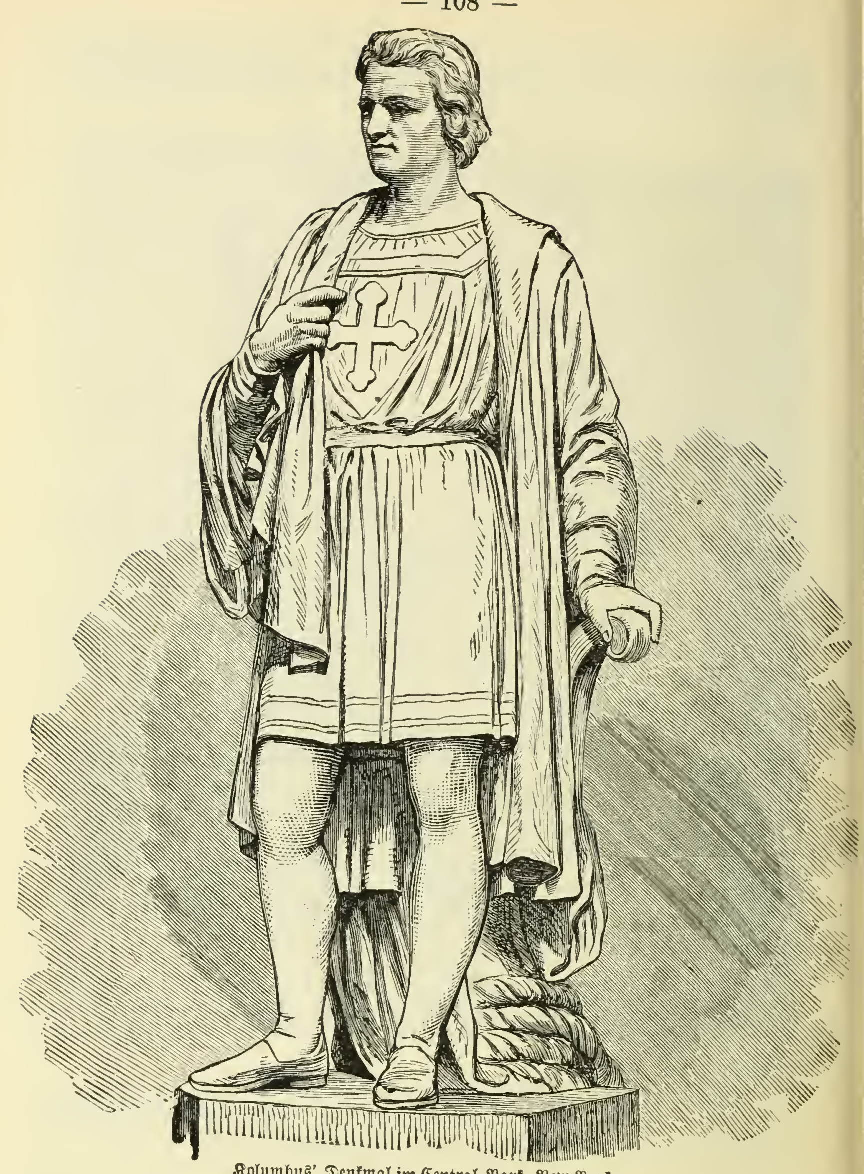
Noch einmal segelt Kolumbus. Er ist jetzt ein alter Mann. Sein Bart ist weiß und seine Kräfte sind nicht mehr, was sie früher waren. Er legt an Hayti an und segelt dann westlich durch das Caraibische Meer und dem Festlande entlang, immer in der Hoffnung, eine Durchfahrt nach Indien zu finden.

An einer Stelle, wo ein vorzügliches Quellwasser gefunden wird und der heute Columbus Spring genannt wird, landet er. Seine Schiffe werden von einem Sturme ans Ufer getrieben. Er selbst wird krank. Die Indianer sind feindselig gesinnt. Er hat Lebensmittel nötig, kann sie aber nicht von den Indianern bekommen, die auf einen Angriff auf die Feinde sinnen. Er muß sie zwingen, ihn mit Proviant zu versehen. Er versteht Astronomie und weiß, daß bald eine Mondfinsternis eintreten wird. Die Indianer sind abergläubisch und zu ihren Häuptlingen sendet er darum folgende Botschaft:

„Der große Geist ist beleidigt durch euch, weil ihr mich nicht mit Lebensmitteln versehen habt.“

Die Indianer lachen über seine Botschaft.

„Ihr werdet bald den Mond verschwinden sehen. Der große Geist wird ihn verdecken und alles finster werden lassen.“



Kolumbus' Denkmal im Central Park, New York.

Sie lachen wieder. Die Nacht kommt. Der Vollmond geht auf, rund und rot. Aber bald sehen die Indianer, wie ein Schatten über den Mond zieht, der an einer Seite beginnt.

„Ein Drache frißt ihn auf!" rufen sie und werfen sich mit Schrecken auf die Erde.

„Der große Geist wird euch verzeihen und euch den Mond zurückgeben, wenn ihr mir Lebensmittel bringt."

„Wir werden solche bringen."

Sie kommen mit Körben voll Kartoffeln und Obst. So kommt Kolumbus durch List — die wir zwar nicht gut heißen — zu Lebensmitteln, aber seine Schiffe sind vom Sturm ans Ufer geworfen worden und er muß da umkommen, wenn nicht ein Fahrzeug zufällig an der Küste entlang fährt.

Eines Tages erblickten die Matrosen zwei Punkte weit in der Ferne und bald findet sich's, daß es zwei Schiffe sind. Ein Feuer wird angezündet und die Mannschaft an Bord der Schiffe, deren Aufmerksamkeit durch den Rauch erregt worden war, segelt der Küste entlang nnd entdecken diejenigen, die sie suchen. So wird Kolumbus und seine Gefährten vom Tode errettet.

Zwölf Jahre sind verflossen, seitdem Kolumbus San Salvador entdeckt hat. Die Inseln, die damals ein Paradies waren, die Heimat eines einfachen Volksstammes, sind mit Blut getränkt. Die Spanier hatten nur einen einzigen Gedanken — Gold zu gewinnen und ihren Leidenschaften zu fröhnen. Tausende von Indianern sind getötet, andere Tausende in die Sklaverei abgeführt worden. Die Indianer hatten keine Rechte, welche die grausamen Weißen zu respektieren sich gebunden fühlten.

Am 20. Mai 1506 legt sich zu Valladolid Christoph Kolumbus zum Sterben, alt, arm, ganz arm. Nur seine Brüder und sein Sohn kümmern sich um ihn. Der König, die Großen und Mächtigen, das Volk haben ihm die Gunst entzogen, ihm, der dem Lande eine neue Welt entdeckt hatte. So endet das Leben des Mannes, der den Weg gebahnt hat für die Entdeckung der zukünftigen Heimat der Freiheit.

Die Nachwelt freilich hat sein Andenken geehrt. In seiner Vaterstadt, Genua, wurde ihm ein Denkmal errichtet. Auch im Central-Parke zu New York verkündet ein Standbild seinen Ruhm.

In besonders glänzender Weise feiert ganz Amerika sein Andenken im Jahre 1893

Pflügen und nicht säen,
Lesen und nicht verstehen
Ist halbmüßig gehen. —

Sempgeschichte.

Pollitsch mutt man wesen, klok sünd alle Lüd.

En grote Buer in'n Karkspill Rastär wull en Holtverkoop holen. He wull awer dat Holt nich baben de Eer affagt, he wull dat mit de Wötteln utrad't hebben. Dorüm sprok he mit den Aukschonator, ob he dat in de Bestimmungen opnehmen kunn. „Das werde ich schon machen", sä düsse, „ich werde eine sehr strenge Bedingung nach dieser Seite hin aufnehmen". — De Verkoop köm, un de Aukschonator les to'r Naachtung för jeden lut vör: „Verkaufsbedingungen § 3. Das gekaufte Holz ist nicht am unteren Stammende abzusägen, sondern mit den Wurzeln auszuroden und gegen den 1. März 18— fort zu schaffen. Was gegen diesen Termin nicht bestimmungsgemäß fortgeschafft ist, fällt dem Verkäufer anheim." As he düt lesen harr, heel he lang op un keek den Buern an, as wenn he seggen wull: „Wat seggst du nu?" un keek de Köpers an, as wenn he seggen wull: „Wat meent ji dorto?"

De Buer keek em ganz fründlich an un flüster em to: „Dat hebbt Se god makt: wer nu nich örndlich ra'n will, mutt den ganzen Boom stahn laten." De Köpers keeken bi de Näs hen as'n Aebär un flüsterten ünner enanner: „Dat is to veel verlangt, erst schall man dat Holt mit Geld opwägen un denn ok noch wedder dörch dat utra'n köpen: man muß dat ja alleen för de Arbeit hebben." Blot en in de Rummel harr wat schlauer tohört un dach: „Lat di nich verblüffen; de Bree ward ümmer heeter opgeben, as he uteten ward." He bed also den Aukschonator, ob he § 3 vun de Bestimmungen noch enmal hören schull, ob he sik ok verhört harr. Düsse les em noch enmal recht lut vör, denn he meen ja, dat dat en rechtes Meisterstück weer. Dorop gung dat Beden los, awer de Lüd weern ganz tuk, un so oft ok dat Schnapsglas in de Runn gung, dat Holt keem nich an'n Pries, denn jeder dach an den Achterklapp vun dat Utra'n. Dat harr sik uns' Schlaumeier all dacht un he koff nu bina all dat schöne Holt för'n Spottgeld. „Jung, Jung", sä'n de annern to em, „du koffst ja veel to düer, denk an dat Utra'n." Dorop sä he nicks, awer he dach: „Pollitsch mutt man wesen, klok sünd alle Lüd."

As nu de Verkoop wesen weer, fungen de Köpers an, ehr Holt bestimmungsgemäß mit de Wöddeln uttora en, un obgliek dat Winter weer, vergaten se mennigen Druppen Schweet dorbi. Jan Schlaumeier sag sin Böm dorgegen ganz gemütlich öwer de Eer af un let dat Holt glieks affohrn. De annern dachen: Jan mutt dat Holt nu bruken un let dat man flink affagen, awer dat dickste Enn kummt na, un wenn erst de Stamm weg is, geiht dat Utra'n noch mal so schlecht. De Verköper un

de Aufschonator dachen ok nicks Schlimmes; se harrn ja den scharpen § 3 in de Bestimmung opnahmen.

As awer Jan sin Stämm affohrn dä, let he sik gor nich wedder sehn, as wenn't gor keenen § 3 geef, un as de erste März köm, seten noch all de Wöddeln vun sin Böm in den Grund. Dor schrev em de Aufschonator in den Verköper sinen Namen enen graven Breef un födder em op, dat Holt uttora'n, se wullen em noch veer Weeken Tied dorto laten, naher word unwiderruflich na de Bestimmungen verfohrn.

Dor gung Jan na den Aufschonator un bed em, he mugg em doch noch enmal den § 3 vörlesen, em dünk, dor stünn so wat vun „anheimfallen" in, he wuß dat awer nich genau mehr. Dusse nehm nu sin Papier un les: — — — „Was gegen diesen Termin nicht bestimmungsgemäß fortgeschafft ist, fällt wieder dem Verkäufer anheim".

As he utlesen harr, un nu noch wedder anfangen wull, Jan lang un breet uteneen to setten, dat düsse de Wöddelenn na düsse Bestimmungen noch utra'n muß, full Jan em in't Word un sä. „De Wöddelenn kann ik nich bruken, dorüm hef ik se nich mit wegfohrt, ik wull se na de Bestimmungen „anheimfallen" laten."

De Aufschonator verfehr sik as'n Katt, de't to'n ersten Mal donnern hört, un as em nu würklich en Thranlücht opgung, dat se Jan Schlaumeier nakieken kunnen, keek he bi de Näs hen as'n Aebär

Un wenn he naher wedder Bestimmungen to Holtverköpe maken muß, schreev he nicks vun „Anheimfallen" dorin; awer wenn wedder wat utra't warden schull, dorften de Stämm nich eher affohrt warden, as bet de Wöddeln ut den Grund weern.

Un nu en beten Semp: Vergitt dat nich, dat givt Lüd, de eben so schlau sünd as du un noch en Deel schlauer. Mit din Schlauheit kummst de nich dörch de Welt; awer mit wat anners. Kennst du dat?

Niemals zu früh.

Unter den ersten Ansiedlern in den Wildnissen des Salnion River befand sich ein Schotte Namens Dobson, ein entschlossener, athletisch gebauter Mann mit riesenhaften Körperkräften. Eines Abends, als er nach fruchtlosem Suchen nach seinen Kühen seiner Behausung zuschritt, sah er, eben als er aus dem Walde auf den gelichteten Platz seines Nachbars Joseph Sleezer heraustrat, plötzlich einen mächtigen Bären von einer hohen Sykomore herabsteigen, auf der er vermutlich nach Honig gesucht hatte. Ein Bär steigt einen Baum besser hinauf als herab, weil er hierbei genötigt ist, den Hinterkörper voraus zuschieben. Auch der Bär ward seiner sofort ansichtig, und an Flucht war nicht zu denken!

Schnell sprang Dobson, ohne sich lange zu besinnen, auf die dem Körper der Bestie entgegengesetzte Seite des Baumes und packte den Bären, der just den Boden erreichte, kräftig bei den Vordertatzen. Meister Braun brummte und wies die Zähne, bemerkte aber bald, daß sich seine Klauen in der Gewalt von einem Paar ebenso eisenfesten befänden, und zu seinem großen Verdruß konnte er seinem Gegner auch mit den Hinterpfoten nicht beikommen, weil der Baum sich zwischen beiden befand. Dobson war in keiner besseren Lage, denn er konnte dem Bären ebenso wenig zu Leibe und ebenso wenig durfte er ihn loslassen.

Die Dämmerung begann in Dunkelheit überzugehen und Dobsons Lage war noch immer gleich unangenehm, der traurigen Aussicht für die Nacht gar nicht zu gedenken. Da indes Sleezers Haus nicht allzuweit entfernt lag, hoffte er noch immer, diesen zu seinem Beistand herbeirufen zu können. Seine Lunge, obgleich keine der schwächsten, war jedoch einer solchen Aufgabe nicht gewachsen und alles Schreiens ungeachtet gelang es ihm doch nicht, jemand herbeizuschaffen.

Für Dobson war die Nacht äußerst beschwerlich, denn mit einem solchen „Haltfest" war er in seinem Leben noch niemals in Berührung gekommen; und Braun gab sein Mißbehagen durch unausgesetztes Brummen zu erkennen. Es konnte von Loslassen keine Rede sein, und so war Dobson gezwungen festzuhalten. Schließlich kam es ihm vor, als wären die Klauen des Bären und seine Hände zusammengewachsen. Als endlich der Tag anbrach und der Rauch aus Sleezers Schornstein sich lustig emporzukräuseln begann, wiederholte Dobson seine Hilferufe und hatte zuletzt auch die Freude, seinen Nachbar, die Axt auf der Schulter, langsam herbeikommen zu sehen.

„Aber, Sleezer," rief ihm Dobson entgegen, „hörtet ihr mich denn nicht in der vergangenen Nacht um Hilfe rufen?"

„Wohl hörte ich ein Geschrei," erwiderte dieser, „aber ich war sehr müde und eben im Begriff, schlafen zu gehen; da dachte ich, du willst's bis morgen verschieben. Hätte ich aber gewußt, daß ihr es waret —"

„Daß ich es war!" unterbrach ihn Dobson bitter, „ihr wußtet doch, daß ein Mensch um Hilfe rief!"

„Nun, nun, seid nicht böse, Tomy, um ein gutes Werk zu thun, kommt man nie zu spät. Haltet nur recht fest, gleich will ich dem Braunen den Schädel zerspalten."

„Nicht so," sagte Dobson, „nachdem ich die Bestie die ganze Nacht gehalten habe, hätte ich wohl die Genugthuung verdient, ihr selbst den Garaus zu machen. Haltet ihn just so wie ich bei den Klauen, und ich nehme die Axt und haue ihm ein Loch in den Schädel, daß die Sonne hindurchscheint."

Sleezer war kein Hasenherz; er nahm den Vorschlag an, ging auf den Baum zu, faßte Braun vorsichtig bei den Tatzen und überließ es nun

dem wackeren Dobson, ihn aus seiner gefährlichen Lage zu befreien. Obschon die Hände Dobsons fast ganz steif geworden waren, schwang er doch die Axt kräftig, nnd schickte sich an, den Todesstreich zu führen.

Zu seinem größten Befremden mußte Sleezer aber sehen, daß der Streich nicht erfolgte und daß Dobson die Axt auf die Schulter nahm und ebenso gelassen fortging als er selbst gekommen war!

Nun war die Reihe an Sleezer, seine Stimme im Walde erschallen zu lassen. Vergebens schalt er; Dobson ging fort nnd ließ seinen Nachbar mit einer schlechten Aussicht zurück. Dann aber stellte er sich wieder ein und erlegte den Bären.

Und Sleezer? Bewegt fiel er Dobson in die Arme und beteuerte: „Wahrlich, ein gutes Werk zu thun, kommt man niemals zu früh!“

Fritzchen.

Einst brachte ich als Student die Herbstferien in der großen Stadt K. im gastlichen Hause eines Kaufmanns zu, der zwei Söhne hatte, Karl und Fritz, und zur Zeit noch Besuch von drei Neffen, Richard, Hans und Otto. Diese fünf wackeren Jungen genossen ihre freie Zeit nach Herzenslust und machten das große Haus und den kleinen Garten dahinter lebendig genug. Am meisten zog mich der jüngste Sohn des Hauses an, gewöhnlich Fritzchen genannt und damals etwa neun Jahre alt. Er konnte sehr liebenswürdig und freundlich sein, ja, zu seiner Ehre sei es gesagt, er war es gewöhnlich. Kaum hatte ich einmal im Gärtchen den Duft der Reseda gelobt, da pflückte er sofort ein Sträußchen und stellte es in einer Schale mit Wasser auf mein Zimmer. Er lernte geigen, und als ich ihn einmal beim Ueben traf, sagte ich, ihm eine Weile zuhörend: „Das klingt ja schon recht gut.“ Am nächsten Morgen weckte er mich durch ein munteres Stückchen und stand seitdem noch oft, während ich mich ankleidete, spielend an meiner Thür. So war er auch gegen die anderen. Aber man mußte sich hüten, ihn zu reizen, denn dann wurde er unangenehm. Hatte er sich einmal etwas in das dicke Köpfchen gesetzt oder gar geäußert, so brachte man ihn schwer wieder davon ab. Er litt, so jung er noch war, an einer Krankheit, die schon manch gutem Menschen einen schönen Teil des kurzen Lebens verbittert hat, und seiner Umgebung dazu.

Weißt du, welche Krankheit ich meine, junger Leser? Sie hat nämlich verschiedene Namen. Der Leidende selbst nennt sie Festigkeit, Rechtsgefühl, mannhaftes Wesen, Entschiedenheit; die anderen Leute sagen kurzweg Eigensinn.

Sie ist schwer zu heilen. Man hat schon allerlei dagegen versucht. So erzählte mir Fritzchens Mutter, als wir beide einmal allein saßen,

wie ihr Söhnchen Erbsensuppe essen gelernt habe. Dieselbe war überhaupt nicht seine Lieblingsspeise und eines Tages etwas dick geraten. Er prüfte vorsichtig und legte dann den Löffel wieder hin.

„Iß deine Suppe,“ sprach die Mutter.

„Sie ist mir zu dick.“

„Sie schmeckt recht gut — vorwärts!“

„Ich mag sie nicht.“

„Dann bekommst du auch nichts anderes.“

„O, ich verhungere darum noch nicht,“ trotzte Fritzchen lächelnd und wurde dann aus dem Zimmer gewiesen.

Es heißt ein Sprichwort: „Ein voller Bauch studiert nicht gern,“ aber ein ganz leerer auch nicht. Die beiden Nachmittagsstunden in der Schule wurden dem armen Jungen sehr lang. Endlich schlägt's vier — Hurra! jetzt geht's heim zu Kaffee und Butterbrot. Aber nein! Für ihn stand wieder der Teller mit dem Erbsenbrei auf dem Tisch. Enttäuscht wandte er sich ab und stürmte auf sein Zimmer — niemand sollte seine Thränen sehen. Auch abends war ihm, während die anderen in Salat und kaltem Braten schwelgten, die ekle Speise wieder vorgesetzt. Jetzt weinte er zwar, gab aber noch nicht nach, sondern ging hungrig zu Bett. Er schlief nicht gut, und nicht gar zu lange. Dann am nächsten Morgen, als kaum die fleißige Mutter in der Küche war, schlich auch Fritzchen herein: „Gib mir die Erbsen!“ flüsterte er. Schweigend reichte sie ihm den Teller hin, dessen Inhalt jetzt wirklich wie zähe Gallerte war, und kalt dazu. Aber entschlossen würgte Fritzchen einen Löffel voll nach dem anderen hinunter; beim dritten rief die Mutter: „Halt! jetzt ist's genug — komm zum Frühstück.“ Wie das schmeckte! Drei Milchbrötchen hat er gegessen, außer dem Schwarzbrot, und ich glaube, die gute Mutter schob ihm noch obendrein ein weiches Ei zu, das sie kaum berührt hatte. Seitdem aß er mittags von allem, was vorkam, sein bescheiden Teil.

So hatte in diesem Einzelfalle die Hungerkur geholfen. Aber nachhaltig gelingt die Heilung selten durch äußere Mittel, sondern am besten von innen heraus. Während meiner Anwesenheit bekam Fritzchen wieder einen Anfall seines alten Uebels, und das ging so zu. Eines Tages machten die fünf Kameraden einen großen Spaziergang um die ganze Stadt herum. Als sie auf der engen Straße in die Nähe des Stromthores gelangten, erzählte Karl seinen Vettern: „Paßt auf, hier am Wasser ist fast immer Wind, wenn sich sonst auch kein Lüftchen rührt. Im März hat mir hier, dicht vor dem Thor, der Sturm die Mütze vom Kopfe geweht.“

„Damit hat's heute keine Not,“ meinte Richard.

„Nein, und wenn wir sie schief aufs Ohr setzten,“ sagte Karl lachend

und rückte die hellrote Mütze, die er als ehrsamer Tertianer trug, keck auf eine Seite.

Aber kaum waren sie aus dem Thore, als Richard unversehens so heftig gegen ihn anrannte, daß die rote Mütze ihm vom Kopfe flog: „Hui, der Sturm!" rief er dabei lachend.

„Hui, der Sturm!" jauchzte der kleine Otto und stieß seinen Bruder Hans; „der Sturm!" rief Hans und schüttelte Otto, daß ihm die Mütze entfiel; „hui, der Sturm!" rief Karl und stellte Richard ein Bein, ließ aber nicht ihn fallen, sondern nur seine Kopfbedeckung, und dann haschten sie die Mützen wieder und begannen von neuem. Nur Fritzchen beteiligte sich nicht; er hatte seine neue schöne Kappe etwas fester angezogen und sah lächelnd dem Treiben zu.

„Stehst du denn allein unerschüttert im Sturm?" rief Hans und gab ihm einen derben Stoß. Umsonst! die Kappe saß fest und Fritzchen knurrte: „Laß sein!"

„Von Osten muß er wehen!" rief Karl und rannte von der anderen Seite gegen seinen Bruder.

„Laß sein!" warnte Fritzchen nochmals.

„Wenn alles nicht hilft, von oben!" meinte Richard und riß ihm mit der Hand die Kappe ab, sie weit wegschleudernd.

„Endlich! Hurra! Hui, der Sturm!" schrieen die anderen lachend, aber Fritzchen war hochrot geworden und sprach vernehmlich: „Gib mir auf der Stelle meine Kappe wieder!"

„Hol' sie dir selbst!"

„Ich nicht — ich hab' sie nicht weggeworfen."

„Pfeif' ihr einmal — vielleicht hört sie darauf," spottete Hans.

„Gib mir meine Kappe wieder, Richard!" wiederholte Fritzchen zornig.

Der kleine, gutmütige Otto wollte schon hinspringen, aber sein Bruder hielt ihn lachend zurück.

„Nun mach' nicht länger Umstände," brummte Karl; „wir wollen weiter. Heb' sie auf, eh's ein Fremder thut."

„Ich hebe sie nicht auf," sprach Fritzchen mit großer Bestimmtheit.

„Dann laßt den dummen Jungen; kommt!" sagte Karl, und sie wandten sich zum Gehen.

Fritzchen blieb noch einen Augenblick stehen und starrte die ferne Kappe an. Ein Straßenjunge war ihr allmählich näher geschlichen, raffte sie jetzt plötzlich auf und entfloh mit ihr. „Nun ist die auch fort!" sprach Fritzchen kaltblütig und lief barhaupt seinen Gefährten nach.

Als er so mit ihnen wieder nach Hause kam, gab's natürlich eine Untersuchung. Alle redeten anfangs wirr durcheinander, nur mit Mühe war der Sachverhalt festzustellen; Fritzchen hörte ruhig zu und sprach dann, anscheinend seelenvergnügt und siegesgewiß: „Ich hab' keinen ge-

stoßen und keinem die Kappe weggenommen; ich brauch's mir auch nicht gefallen zu lassen. Wer mir die meinige vom Kopf gerissen hat, der mußte sie mir auch wieder bringen; das war das wenigste, was ich verlangen konnte. Ich kann nicht dafür, daß sie fort ist."

Aber der Vater, der seine Gäste nicht gern tadeln mochte, war anderer Ansicht: „Du dummer Junge!" fuhr er ihn an, „für so dumm hätte ich dich doch nicht gehalten. Läßt der Eigensinn sich sein Eigentum vor der Nase wegnehmen und rührt weder Hand noch Fuß! Meinst du, ich wollte dir täglich eine neue Kappe kaufen? Suche nur rasch die alte wieder hervor — gut, daß wir sie noch nicht verschenkt haben — die trägst du fortan!"

„Ist mir auch noch lange gut," murmelte Fritzchen.

Das war Trotz; der Vater fuhr ärgerlich fort: „Und wenn wir morgen nach Buchendorf gehen, so bleibst du daheim. Mit dem verschossenen Ding auf dem dummen Kopfe mag ich dich nicht neben mir sehen."

Jetzt schwieg Fritzchen endlich, machte aber ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. Denn er meinte in seinem kleinen unverständigen Herzen, ihm wäre groß Unrecht geschehen.

Am nächsten Tage nach Tisch rüsteten sich die anderen fröhlich zu dem Ausfluge; da flüsterte die gute Mutter dem Vater etwas zu, und dieser, meist sehr beschäftigt und reizbar, aber von Herzen freundlich und mild, sprach leutselig: „Nun, Fritzchen, wenn du um Verzeihung bitten und künftig verständig sein willst, so lass' ich noch einmal Gnade für Recht ergehen."

Fritzchen erglühte, und wär' er allein mit den Eltern gewesen, er hätte seinen Trotzkopf wohl gebeugt. So aber warf er einen bösen Seitenblick auf die größeren Kameraden, und als er deren Augen gespannt auf sich gerichtet sah, sprach er leise: „R i c h a r d müßte um Verzeihung bitten, nicht i c h!"

„Dann bleib' hier, dummer Junge!" brauste der Vater auf, „und daß du mir nicht auf die Straße gehst!"

Ich blieb auch daheim, da ich arbeiten wollte. Eine lange Zeit hörte ich Fritzchen auf seinem Zimmer eifrig geigen. Später sah ich ihn einsam im Gärtchen schlendern. „Nun, Fritzchen," rief ich ihm durchs offene Fenster zu, „wie geht's?"

„O, ganz gut," erwiderte er lächelnd.

„Dann bedauerst du nicht, daß du nicht mit den anderen nach Buchendorf gewandert bist?"

„Ach, was hat man denn in Buchendorf? Der Weg ist heiß und staubig. Und da sitzt man in einer der kahlen, neuen Lauben steif m den Kaffeetisch. Recht spielen kann man nicht. Man muß sich auf den Wegen halten. Sie sind ja auch hier geblieben. Hier ist es auch eigent-

lich schöner als dort, wo man kein Blümchen und Blättchen anrühren darf, sonst schilt der Wirt. Soll ich ihnen etwas Reseda pflücken?"

„Wenn du so gut sein willst, aber nur drei Stengelchen."

Als er sie brachte, hielt ich ihn eine Weile bei mir und versuchte, ihn umzustimmen, aber es war schwer. „Muß man sich denn alles gefallen lassen?" fragte er.

„Alles nicht," antwortete ich lächelnd, „aber einiges."

„Wenn sie mir die Kappe noch abgeschüttelt hätten!" fuhr er fort. „Aber, daß der Große sie mir vom Kopfe reißt, das ist keine Kunst. Soll ich deswegen zehn, zwölf Schritte weit laufen?"

Ich saß am Fenster, und in diesem Augenblick entfiel mir mein Taschentuch in den Garten. Kaum hatte ich: „O!" gerufen, so sprang Fritzchen hinunter und kehrte alsbald mit dem Tuche zurück.

„Danke schön!" sagte ich. „Aber wie viel Schritte hast du jetzt wieder für mich gemacht?"

Errötend sprach er: „Hab' sie nicht gezählt. Und es sind die Schritte nicht —"

„Nein, Fritzchen," fiel ich ein, „es liegt nicht in den Füßen, sondern im Kopf. Ich kann mich lebhaft in deine Stimmung versetzen, hab' oft selbst daran gelitten und mir und anderen unnötig Leid gemacht."

Er sah mich gedankenvoll an.

„Oberflächliche Menschen sagen dann wohl boshaft: ‚Nur Dumme sind eigensinnig.' Das unterschreib' ich nicht. Denn ich halte mich selbst nicht für übermäßig dumm, und dich z. B. auch nicht. Aber wie ein ganz gesunder Mensch doch einmal den Schnupfen bekommen kann, so mag auch ein erträglich Kluger zuweilen von einem Anfall der Dummheit heimgesucht werden. Und ob Eigensinn nicht eine Art Dummheit sei, die Frage wäre wohl der Untersuchung wert."

Er schwieg noch immer.

„Ueberlege einmal. Weil du eine kleine Neckerei nicht harmlos ertragen wolltest, hast du dir jetzt schon zwei Tage verdorben."

„Das ertrag' ich noch ziemlich vergnügt," sprach er lächelnd.

„Wenigstens tapfer genug," gab ich zu. „Aber denke doch auch an die anderen!"

„Die vermissen mich nicht."

„Rede nicht so. Auch Otto nicht?"

„Ja, der vielleicht."

„Und auch Karl und Hans und Richard; es sind im Grund gute Jungen."

„Ich wollt', ich wär so groß, wie sie!" murmelte er.

„Und dein Vater — deine Mutter —"

Er sah zu Boden.

„Ich weiß es aus eigener Erfahrung, Fritzchen: wenn man sich einmal in solch eine Sackgasse verrannt hat, so ist es schwer, wieder anders herauszukommen, als durch entschlossene Umkehr. Nimm von mir, der ich so viel älter bin, eine Lehre an. Leute unseres Schlages müssen sich sorgfältig hüten, in eine solche Sackgasse zu geraten.“

„Da haben Sie recht!“ stimmte er zu. „Aber jetzt muß ich gehen und üben.“

Ein paar Augenblicke später drang von seinem Zimmer wieder Geigenspiel an mein Ohr. Immer dasselbe Stück, immer etwas geläufiger.

Nach zwei Tagen, die Fritzchen in stiller Ungnade und, wenn er überhaupt ausgehen durfte, in der alten schäbigen Kappe zugebracht hatte, ward mir der Grund seines Fleißes klar. Da feierten wir nämlich den Geburtstag seiner Mutter, und sie wurde schon beim Frühstück durch Glückwünsche und Geschenke von allen Seiten erfreut. Als Fritzchen an die Reihe kam, spielte er ihr das sorgsam eingeübte Stück tadellos vor. Sie nickte mehrmals wohlgefällig, küßte ihn, als er geendigt hatte, und flüsterte ihm zu: „Sehr schön, lieber Fritz, aber ein paar kleine Wörtchen, an den Vater gerichtet, klängen mir noch schöner. Wir fahren gleich alle auf unser Gut hinaus, um den Tag dort zuzubringen; wie gern säh' ich auch dich dabei!“

Er wurde rot und wandte sich, noch unschlüssig, zum Vater. Der kam ihm freundlich zu Hilfe. „Das war dasselbe Stück, welches mir neulich dein Lehrer vorgeigte, nicht wahr, Fritz?“

„Jawohl.“

„Und welches für dich noch zu schwer sein sollte?“

„Jawohl.“

„Alle Achtung! Es ging ja ganz vortrefflich. Wann hast du's denn eigentlich eingeübt?“

„Als ihr in Buchendorf waret, und wenn ich sonst allein daheim war,“ antwortete Fritzchen mit seltsamem Zwinkern der Augen.

„Brav! Nun, ich verstehe dich. Wenn dir denn das Sprechen so schwer fällt, so nehm' ich heute, der lieben Mutter zu Ehren, das Spielen dafür. Gib mir die Hand.“

Fritzchen that's, ganz gerührt.

„Heute sollst du nicht wieder einsam üben, sondern mit uns nach Linden fahren; dort sind wir unter uns, da ist die alte Kappe noch gut genug. Und jetzt wollen wir den Geburtstagskuchen einmal probieren, wenn die liebe Mutter uns ein Stückchen abgibt.“

Das that sie natürlich, und er schmeckte köstlich, wie das ganze Frühstück, doch keinem besser, als dem glückseligen Fritzchen.

Warum mußte so bald ein neues Unheil kommen?

Der Vater hatte kaum gesagt: „So, macht euch fertig, in einer Viertelstunde fahren wir,“ und die junge Gesellschaft jubelnd das Zimmer verlassen, da erscholl aus der anstoßenden, sogenannten „besten“ Stube ein lautes Klirren. Aergerlich sprang er auf und sah, als er in den halbdunklen Raum trat, Richard verlegen mit den Scherben eines feinen Kristallglases vor dem marmornen Spiegeltische stehen. „Wieder 'was zerbrochen!“ rief er mißmutig, „und diesmal gar das Prunkglas, die Erinnerung an einen alten Freund!“

„Nicht mit Absicht, lieber Onkel,' sagte Richard —

„Das fehlte auch gerade noch!“

„— wir wollten nur die große Muschel noch einmal singen hören —“

„Dann hättet ihr mich rufen sollen. Was habt ihr überhaupt jetzt hier im Salon zu thun? Es ist mir wirklich sehr unangenehm, und gerade heute; es verdirbt —“

Aber jetzt sprang Fritzchen vor, der sich bisher hinter Otto in den Schatten des schweren Vorhangs geduckt hatte, und heulte: „Ich bin's ja gewesen, Vater, und als wir dich kommen hörten, sagte Richard: ‚Halt's Maul! mich frißt er nicht‘ — und ich war so bang und versteckte mich, aber recht muß recht bleiben, und er soll nicht für mich ausgescholten werden — sperr' mich ein, schlag' mich —“

Der Vater that nichts derart, sondern zog ihn an sich, strich ihm freundlich die wirren Haare von der Stirn und trocknete ihm Wangen und Augen mit seinem eigenen Taschentuch: „Ruhig Blut, Fritzchen!“ sprach er herzlich. „Mehr als der klarste Kristall ist Aufrichtigkeit. Ich freue mich, daß ich einen tapferen Jungen habe, der dem Rechte und der Wahrheit die Ehre gibt, auch wenn's gegen ihn geht.“

Fritzchen schluchzte heftig, über des Vaters Hand gebeugt.

„Und darum will ich dich auch nicht weiter strafen,“ fuhr dieser lächelnd fort, „ebensowenig wie Richard, obgleich er mich zu täuschen versucht hat —“

„Bloß um mich zu retten,“ fiel Fritzchen ein, „um es wieder gut zu machen von neulich — er ist tapferer als ich, er kann auch einmal Unrecht leiden —“

„Und eigentlich bin ich schuld“, mischte sich Otto leise ein; „ich hab' zu Fritzchen gesagt: ‚Halt mir doch noch einmal die Muschel ans Ohr!‘“

„Ihr seid brave Jungen, und darum sollt ihr auch alle mitfahren — ich meine, ich hörte die Wagen schon“, sprach der Vater.

Fritzchens Herz quoll über voll Rührung und Dankbarkeit. „Und, lieber Vater“, stotterte er, „ich bitte dich auch um Verzeihung, und will nicht mehr dumm und eigensinnig sein.“

„Dann sollst du auch eine neue Kappe haben!“ rief der Vater erfreut; „die schönste, die im Laden zu finden ist. Hier!“ — er gab ihm Geld — „spring' rasch hinüber und wähle dir eine aus — so lange warten wir noch.“

Eine Viertelstunde später fuhren wir in zwei offenen Landauern, von munteren Pferden gezogen, durch den sonnigen Herbstmorgen zum schönen Landhause hinaus und feierten dort das Fest in Freuden und Einigkeit. Kein Fürst kann seine Krone stolzer tragen, als Fritzchen die neue Kappe.

Eine Rauchpartie der Upsaroka-Indianer.

Von einem früheren Indianer-Missionar.

Die Upsaroka-Indianer sind heutzutage nicht mehr die Wilden, die sie vor einem Menschenalter waren. Sie leben jetzt auf ihrer Reservation in Montana, treiben Ackerbau und benützen Maschinen, sind wohlhabend, ja reich. Man hat nie viel von ihnen gehört. Sie waren immer friedlich gegen die Bleichgesichter. Der Verfasser, der vor Jahren als Missionar unter ihnen gearbeitet hat, hat uns gütigst aus seiner Schilderung dieses interessanten Menschenschlages das nachstehende Bild zu Veröffentlichung überlassen.

In den Tagen, für welche es durch eine größere Jagd viel Frauenarbeit gibt, pflegt der Upsaroka gerne der Gesellschaft und Gemeinschaft. Er ladet gerne ein und läßt sich gerne einladen. Rauchpartien werden da häufig gehalten. Es gab Tage, an denen wir vom Rauchen gar nicht loskamen. Einladung folgte von Zelt zu Zelt, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Wir liebten solche Einladungen mehr als alles andere; nicht wegen des Rauchens, sondern weil uns dadurch die beste Gelegenheit geboten war, die Sprache zu erlernen. Unser Wörterbuch und Bleistift kam selten aus unsern Händen, war jedenfalls immer in der Tasche, um es schnell bei der Hand zu haben, wenn wir ein neues Wort auffangen konnten, um es niederzuschreiben.

Ueber eine solche Rauchpartie will ich diesmal berichten; vorher aber einige Bemerkungen über den Tabak machen.

Die Upsaroka haben in den Felsengebirgen einen Strauch mit großen Blättern, ähnlich denen des Apfelbaumes; diese Blätter pflücken sie ab, dörren und rauchen sie. Das frische Blatt fühlt sich ölig an und hat einen feinen Geruch. Es schmeckt dieser „Tabak“ besser, als der von dem Bast der Weiden, den andere Indianerstämme rauchen. Man kann denselben den ganzen Tag rauchen, ohne daß man Kopfweh oder dergleichen verspürte. Er ist leicht. Tabak, Tabaksbeutel und Pfeife sind dem Upsaroka, den Indianern überhaupt, ganz unentbehrliche Dinge. Die In-

dianer sind ja in diesem Stücke die Lehrmeister der ganzen Welt geworden.

Aber horch! Ich höre jemand rufen! Wer ist es? Was ruft er? Es ist unser Häuptling Dagbizaschusch, der ruft. Er steht vor seinem Zelt. Was ruft er denn so laut, so mächtig, daß man's im ganzen Lager hört? Es sind die Namen derer, die er einladen will zum Rauchen. Horch! Birachbaknobsch, Kotbanetaschinig, Dagbizagesch, Schikjaquazeze, Amaziarisch, Ambasazesch, Abanakziesch, Isminazitsch, Tagageabiesch, Uteschirisch u. s. w. — 10, 15, 20, 25 Namen oder mehr werden ausgerufen—dann setzt er hinzu: „Ukawe, ubmimouk," d. i. kommt, wir wollen rauchen. Die Einladung ist ergangen. Der Häuptling ist in sein Zelt gegangen, hat sich auf seinen Platz gesetzt und erwartet nun seine Gäste, für welche rings im Zelt herum weiche Felle liegen zum Sitz für sie. Er bereitet seinen Tabak, seine Pfeife, sein Feuerzeug. Da dauert es nicht lange und die Geladenen machen ihre Erscheinung. Einer um den andern schlüpft ein und setzt sich schweigend mit untergeschlagenen Beinen auf seinen Platz. Endlich sind alle da. Der große Kreis hat sich geschlossen. Auch wir sitzen mit im Kreise. Der Häuptling ruft seinem Knaben zu:

„Amakuendagbizesch, bischere hue!" d. i. „Auf der Erde liegender Bär, hole Büffelmist!" Der läuft fort und bringt eine von der Sonne ausgetrocknete, geruchlose Buffalomistscheibe, — oft die einzige Feuerung, deren Indianer und Reisende auf den weiten baumlosen Prärien habhaft werden können, — legt sie vor seinen Vater hin und entfernt sich. Der Gastgeber nimmt ein kleines Hölzchen, seinen Pfeifenstopfer, und stiert damit in der Mitte der Mistscheibe herum, daß sie da zerbröckelt und zerstäubt. So hat er sich den besten Zunder bereitet. Nun schlägt er mit Stahl und Stein Feuer. Der Mist ist entzündet, glüht und raucht. Nun nimmt der Häuptling die gestopfte lange Pfeife mit dem roten Kopf und entzündet sie mit dem glühenden Büffelmist. Alles ist still im Zelt, kein Wort wird gesprochen; denn alles was vorgeht hat religiöse Weihe, ist gottesdienstlich (götzendienerisch). Der Häuptling hebt die Pfeife empor, der Sonne entgegen; dann stellt er sie ins Gras und betet leise zu seinem Gott, er möge ihnen viel Gras, Tabak und Büffel geben; richtet die Pfeife gegen die vier Himmelsgegenden und bittet leise seinen Gott, er möge ihm den Wind entgegen gehen lassen.

Da die Büffel nach dem Winde laufen, so ist eine solche Bewegung schon erbittenswert.

Sind diese Zeremonien vorüber, so beginnt das Rauchen. Alle rauchen aus der einen Pfeife und zwar so, daß der, der geladen hat, den Anfang macht. Er thut 3—4 Züge mit dem größten Behagen. Dann gibt er die Pfeife dem, der ihm zur Rechten sitzt, der macht's ebenso und gibt die Pfeife weiter, bis sie den Kreis durchlaufen hat. Wenn sie aber

bei dem letzten Mann angekommen ist, gibt der sie nicht dem ersten, sondern sie muß ungeraucht wieder rückwärts gehen bis zum ersten. Der fängt wieder an und so geht es fort, bis man es müde ist und aufhört. Beim Rauchen selbst aber haben sie wieder ihre bestimmten Regeln. Die Pfeife darf nie mit der linken, sondern mit der rechten Hand, sowohl gegeben als genommen werden. Sie darf nie oberhalb, sondern immer unterhalb der Hand des Darreichenden erfaßt werden. Diese Regeln werden auch eingehalten auf dem Marsch, wenn eine Reihe Reiter zusammen rauchen. Der Upsaroka kann es nicht sehen, wenn man beim Rauchen die Pfeife ins Gras herabhängen läßt. Sie schneiden das Gras zuerst mit dem Messer ab.

Mein Begleiter verfehlte einmal diese Regel, da nahm ihm einer die Pfeife aus der Hand und wischte sie mit Gras ab von oben bis unten. Bei unserm Dagbizaschusch mußte die Pfeife auf einem Kiesstein ruhen. Einmal waren wir in einem Zelte, in welchem ein Assinaboin-Indianer zu Besuche war. Als er die Pfeife zum Rauchen erhielt, schlug er zu seinen Füßen die Büffeldecke um, auf der er saß, rupfte alles Gras weg, nahm seine Adlerfeder vom Kopf, legte sie auf jenes Plätzchen und ließ dann beim Rauchen den Pfeifenkopf auf der Feder ruhen. Was sie für Aberglauben bei all diesen Dingen haben, weiß ich nicht zu sagen, kenne die Bedeutung nicht. Die Upsaroka teilen es auch nicht gerne einem Fremden mit.

Ist die Pfeife zwei- oder dreimal herumgegangen, dann wird die Gesellschaft gesprächig. Sie erzählen sich dann Altes und Neues, reden von Jagd und Krieg, von diesem und jenem. Da geht es manchmal recht lebhaft, aber immer gemütlich her.

Hilda, die Sachsenjungfrau.

I.

Der Stadt Schleswig gegenüber, an dem südlichen Ufer der Schlei, erhebt sich eine Höhe, die Oldenburg. In der Nähe derselben, zwischen ihr und dem Flusse, liegt am Saume eines freundlichen Gehölzes eine kleine uralte Kirche, die aus großen Quadersteinen erbaut ist. Es ist die Kirche von Haddeby. Der Ort, zu dem sie einst gehörte, ist längst von dem Erdboden verschwunden. Nur aus entfernter liegenden Dörfern kommen am Sonntag die Glieder der Gemeinde, um in der einsamen Kirche ihren Gottesdienst zu feiern.

Die Kirche ist im ganzen Lande durch ihr Alter und durch den Namen ihres Erbauers berühmt. Ansgar, der Apostel des Nordens, der das Evangelium von Jesu Christo den Heiden des Nordens brachte,

soll jene Kirche als die erste in diesem Lande erbaut haben. Dieser Mann war in der That, was sein Name besagt: Ansgar, das heißt: Gottes Speer, ein rechter Gotteskämpfer.

Ansgar wurde im Jahre 801 nach Christi Geburt in Frankreich in der Nähe des Klosters Corbie geboren. Schon in seinem fünften Jahre verlor er seine fromme Mutter; in der Schule, wohin sein Vater ihn bald darauf schickte, zeigte er anfangs mehr Lust zum Spielen mit seinen Kameraden als zum Lernen, aber bedeutsame Traumgesichte, die er schon als Kind und wiederholt als Jüngling hatte, gaben seinem Sinn früh eine ernstere Richtung, und die Ahnung, daß ihn Gott zu besonderem Dienste in Seinem Reiche ausersehen. So kam es, daß er als junger Mönch in dem Kloster zu Corbie sich selbst durch ein Leben in Selbstverleugnung und Entsagung für seinen hohen Beruf vorbereitete, und dann gefaßt und willig war zu folgen, als ein Ruf des deutschen Kaisers zu einer Missionsreise nach Dänemark an ihn erging, weil er darin sofort Gottes Stimme erkannte. In diese Periode seines Lebens fällt unsere Erzählung von Hilda.

Als sich Dänemark später seiner Predigt und Arbeit verschloß, führte ihn Gott weiter nach Schweden, wo er, nach langer mühseliger Reise, von Seeräubern gänzlich ausgeplündert, mit unzähligen Beschwerden kämpfend, endlich angelangt, bald offene Thüren und Herzen fand. Nach mehrjähriger gesegneter Wirksamkeit kehrte er zu seinem Kaiser, Ludwig dem Frommen, zurück, um Rechenschaft über seine Arbeit abzulegen, und wurde nun von diesem nach Nordalbingien gesandt, wo schon Kaiser Karl der Große zu Hammaburg oder Hamborg eine christliche Kirche gegründet hatte, mit der Absicht, für die nördlich der Elbe gelegenen Länder daselbst ein Erzbistum zu gründen. Dieser Plan kam nun zur Ausführung und Ansgar ward zum Bischof von Nordalbingien ernannt. Im Sommer des Jahres 834 landete er mit einem kleinen Schiffe bei Hamburg, in der Gegend, wo jetzt der Hafen ist, mit lautem Jubel und heißen Freudenthränen von dem Christenhäuflein begrüßt, welches zu seinem Empfang hinausgezogen war.

Schon längst hatte diese kleine Herde, die inmitten der heidnischen Umgebung lebte, sich einen Hirten ersehnt, und vom lieben Gott erbeten. Jetzt war er da, und wie ist Hamburg durch ihn gesegnet worden! Hamburg, das damals kaum mehr als ein Fischerdorf war, aus einem heidnischen ist es ein christliches, aus einem kleinen ein großes, aus einem armen ein reiches Hamburg geworden, weil seine Bewohner, die bis dahin nur Jagd und Fischerei kannten, mit der christlichen Religion auch christliche Sitten, Ordnung, regelmäßige Arbeit und regsamen Fleiß lernten. Ansgar erbaute eine Kirche, ein Kloster, richtete Schulen ein, und bildete Knaben, die er aus Gefangenschaft und Sklaverei loskaufte, zu Lehrern des Evangeliums aus, er besuchte, tröstete und pflegte die

Armen und Kranken. Die reichen Einkünfte, welche ihm von Kaiser und Papst zugewiesen wurden, verwandte er zu jeglichem Werk der Liebe, während er selbst nach wie vor ein Leben von Selbstverleugung und vieler Entbehrungen führte; so war er ein wahrhaft treuer Hirte, und der geliebte und verehrte Vater seiner Gemeinden, und betrieb auch von Hamburg aus noch in rastloser Thätigkeit sein Missionswerk im Norden.

Im Jahre 845 wurde die so lieblich aufblühende Stadt von einer Horde wilder Normannen räuberisch überfallen, ausgeplündert und gänzlich niedergebrannt, selbst die geliebte Bibel des Ansgar wurde mit der Kirche ein Raub der Flammen, und er selbst mit den armen Einwohnern ein obdachloser Flüchtling.

Er aber blieb auch in dieser Trübsal unverzagt, klagte nicht, sondern tröstete und sammelte seine zerstreute Herde so gut er konnte, und sprach im Glauben: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, Sein Name sei gelobet!"

Auf der Flucht kam er zu einer frommen Edelfrau, Ikin mit Namen, in hannoverschen Landen, die ihn mit den Seinen freundlich aufnahm und ihm das Gut Ramesloe schenkte. Sofort richtete er daselbst wieder Gottesdienst und Schulen ein, unterstützte von dort aus seine lieben Hamburger auf jede Weise, leitete den Wiederaufbau ihrer Kirche, und blieb auch nachmals, als das Bistum Hamburg mit Bremen verbunden ward, und ihm in letzterem Orte sein Wohnsitz angewiesen wurde, der treue Lehrer und Versorger des nun neu und schöner aufblühenden Hamburgs. Auch nach Dänemark und Schweden trat er in späteren Jahren noch einmal wieder eine Missionsreise an.

Doch nun zurück zu unserer Erzählung und zu dem jungen Mönch aus dem Kloster zu Corbie.

König Harald von Dänemark war von seinen Feinden des Thrones und der Herrschaft beraubt worden. Er wandte sich im Jahre 814 an den deutschen Kaiser, Ludwig den Frommen, und bat ihn um Unterstützung und Hilfe, sein ererbtes Reich wieder zu gewinnen. Der Kaiser versprach ihm seinen Beistand, wenn er dafür in seinem Lande den christlichen Glauben einführen und verbreiten wollte. Der König Harald nahm die vom Kaiser gestellte Bedingung an. Im Sommer des Jahres 826 wurde er selbst mit seiner Gemahlin, seinem Sohne, seinem Bruder Erich und zahlreichem Gefolge in der St. Albanskirche zu Mainz mit festlichem Glanze getauft. Kaiser Ludwig erfüllte nun auch das von ihm gegebene Versprechen. In der Begleitung eines kaiserlichen Heeres zog der König wieder in sein Land ein. Seine Widersacher mußten der Uebermacht weichen. Haralds Zug durch Holstein und Schleswig glich mehr dem Triumphzuge eines ruhmgekrönten Siegers, als der Heimkehr eines vertriebenen und geflüchteten Königs. In seiner Begleitung befand sich auch der Mönch Ansgar, der voll Glauben und Glaubensmut

entschlossen war, in diesen Ländern das Evangelium des Friedens zu verkündigen.

Auch die Häuptlinge des sächsischen Stammes, welcher in und um Haddeby wohnte, hatten sich versammelt, um dem zurückkehrenden Könige Gruß und Huldigung darzubringen. In ihre Felle gekleidet, das Haar in langen Locken und auf die Schulter fallend, das Schwert gesenkt in ihrer Rechten und an der Linken den Schild, so gingen sie, entblößten Hauptes, im langen Zuge dem herannahenden Könige aus der Stadt entgegen. Mädchen in langen Gewändern trugen ihnen die Bilder ihrer Götter voran. Dann folgte der greise Häuptling Ethelrich, der durch seine stattliche Gestalt die Genossen hoch überragte. An seiner Seite ging seine 15jährige Tochter Hilda. Das goldig blonde Haar wallte von ihrem Haupt auf die Schultern hernieder. Sie trug Schild und Schwert ihres Vaters. Ihr feuriges Auge war zür Erde gesenkt. Nur dann und wann blickte es mit einem scheuen Blick auf den düster dahinschreitenden Vater. Schnell aber senkte sie es wieder. Sie verriet mit keiner Miene, wie ihr Stolz sich gegen die demütige Unterwerfung empörte, die ihr Vater und die Sachsenhäuptlinge allzumal dem verhaßten Könige zu leisten gezwungen waren.

König Harald, in glänzende Rüstung gekleidet, sprengte auf hohem Rosse heran. Die Häuptlinge huldigten ihm nach der Sitte des Landes, baten um seine Verzeihung für den früheren Abfall und gelobten ihm Gehorsam und Treue. Der König nahm den Eid an und versprach, als christlicher Fürst ihnen zu verzeihen, und dem Volke ein milder Herrscher zu sein. Dann winkte er dem Ansgar, der in priesterlicher Kleidung, ein Kruzifix in seiner Hand, herbeitrat, und sprach zu den versammelten Häuptlingen: „Sachsen! Hier seht ihr einen Priester des Gottes, dem ich jetzt diene, und zu dem ich euch zu führen wünsche. Ich habe diesem Priester erlaubt, in meinem Lande sich niederzulassen, um seinen Glauben hier zu lehren und auszubreiten. Er hat sich Haddeby zu seinem Wohnsitz erwählt. Ich fordere von euch, daß ihr ihn als meinen Freund in eure Stadt aufnehmet, ihn ehret und achtet, und sein Werk in keiner Weise hindert. Ethelrich, dich, das Haupt des tapferen Sachsenstammes, mache ich für jeden Schaden und für jede Kränkung, die dem Priester widerfährt, verantwortlich. Wehe dir, wenn ihm auch nur ein Haar gekrümmt wird! Ethelrich, tritt vor und beuge dich vor dem Bilde seines und meines Gottes, das er in seiner Hand trägt!“

Bei diesen Worten des Königs ging ein leises Murmeln des Grolls und Unwillens durch die Reihen der Sachsenhäuptlinge. Ethelrich trat einen Schritt zurück und sah sich rings um. Aber ein einziger Blick auf die Scharen der Krieger, die den König umringten, überzeugte ihn, daß jeder Widerstand thöricht und vergeblich sei. Er ging darum in gebeugter Haltung auf den Priester zu, der ihm mit milden Blicken und in seg-

nender Haltung das Bild des Gekreuzigten entgegenstreckte. Da legte sich plötzlich eine Hand auf die Schulter des alten Häuptlings und hielt ihn zurück. Hilda, seine Tochter, trat zornig und mit funkelnden Augen vor sein Angesicht. „Vater!“ so rief sie mit lauter Stimme, „du willst



„Vater!“ rief Hilda mit lauter Stimme, „du willst dein Haupt vor dem fremden und falschen Götzen beugen?“

dein Haupt vor dem fremden und falschen Götzen beugen? Du willst treulos die Götter unserer Väter verlassen? Wenn du das thust, so werfe ich deinen Schild und dein Schwert dir vor die Füße. Du bist nicht wert, diese Waffen noch zu tragen, und ich kann deine Tochter nicht mehr

sein.“ Der greise Häuptling erschrak und blieb stehen. Lauter Beifall erscholl aus den Reihen seiner Genossen. König Harald riß das Schwert von seiner Seite und rief in grimmigem Zorn: „Kniee nieder, oder ich durchbohre dich auf der Stelle!“ Ethelrich blieb starr und trotzig stehen. Schon wollte der König seine Drohung erfüllen, als Ansgar, der Priester Jesu Christi, mit abwehrender Hand ihm entgegentrat und ausrief: „Laß es gut sein, mächtiger Fürst! Achte den Stolz und den Mut deines Volkes! Ich bin nicht gekommen, um Krieg und Blutvergießen zu bringen, sondern um das Evangelium des Friedens und der Liebe zu verkündigen. Christus siegt nicht durch die Schärfe des Schwertes, sondern durch die Macht Seiner Wahrheit und Liebe. Stecke dein Schwert in die Scheide! so rief er Seinem Jünger zu. — Stecke dein Schwert in die Scheide, so rufe ich auch dir zu, mein Fürst. Wir wollen es achten und ehren, daß das Volk der Sachsen dem Glauben seiner Väter treu bleiben und sich nicht beugen will vor dem Gotte, den es nicht kennt.“ Dann wandte sich Ansgar zu den Häuptlingen und sprach: „Gehet hin in Frieden! Nicht die Macht dieser Welt soll euch unter das Kreuz beugen und unterwerfen. Nehmt mich nur freundlich auf und vergönnt es mir, durch die Macht des Wortes eure Herzen zu erobern.“

Die Rede des frommen Priesters hatte einen tiefen Eindruck gemacht. König Harald steckte sein Schwert in die Scheide, warf sein Roß herum und sprengte, von seinen Begleitern gefolgt, in das Thor der Stadt Haddeby. Ansgar zog ihm langsam nach. In der Stadt nahm der König den Häuptlingen das Versprechen ab, den fremden Priester in seinem Werke nicht zu hindern. Ethelrich gab es in seinem und seiner Gefährten Namen. Dann zog der König weiter, um auch das nördliche Land wieder seiner Herrschaft zu unterwerfen. Ansgar aber blieb in Haddeby und predigte das Evangelium, um das sich bald eine kleine Gemeinde sammelte.

II.

Hilda, die Tochter des Sachsenhäuptlings, war es gewesen, die durch ihr kühnes Wort den alten Vater von der Unterwerfung unter den fremden Gott zurückgehalten hatte. Sie war es, die auch nach jenem Tage den Vater in der Feindschaft gegen den neuen Glauben erhielt und bestärkte. Und dennoch war die Jungfrau von dem barmherzigen Gott zur Jüngerin ihres Heilandes und zur treuen Dienerin des Evangeliums berufen. Wie aus einem Saulus ein Paulus wurde, so sollte auch die heidnische Jungfrau von der Liebe des Gekreuzigten überwunden werden.

Ansgar hatte einige Knaben, die Söhne von Kriegsgefangenen, welche den Sachsen als Geißeln übergeben worden waren und nun we-

gen des Eidbruches ihrer Väter dem Tode geweiht wurden, mit Gefahr seines Lebens den Henkern entrissen, sie für ein hohes Lösegeld gekauft, sie auf diese Weise befreit und zu seinen Jüngern gemacht. Hilda hatte dem Priester um dieser frommen That willen ihre Achtung und Teilnahme nicht versagen können. Sie hatte mit der Zeit seinen Glaubensmut und seine sanftmütige Liebe bewundern lernen. Dadurch war sie auch dem von ihm gepredigten Glauben weniger feindselig geworden.

An dem Abhange eines Hügels, der sich in die Schlei hinabsenkte, stand ein verfallener Turm, rings von wildem und dichtem Gebüsche umgeben. Dieser einsame Turm war ein Lieblingsplatz der Jungfrau geworden. Hier saß sie oft und schaute über den klaren Wasserspiegel, über die Stadt und die Fluren der Heimat hinaus träumerisch in die blaue Ferne. Eines Abens saß sie an dieser Stelle, in tiefes Sinnen versunken. Da hörte sie in ihrer Nähe leise Stimmen. Sie schlich näher und immer näher nach dem Ort, von wo sie ertönten. Sie lauschte, hinter dem Gebüsch versteckt, auf die Worte, die gesprochen wurden. Es war Ansgar, der hier seiner kleinen Gemeinde das Wort vom Kreuze predigte und auslegte. Er hatte zwar in Haddeby ein hölzernes Kirchlein schon erbaut. Aber um den Zorn der Heiden nicht zu erregen und das laute Geräusch der Stadt zu vermeiden, ging er oft nach diesem stillen und abgelegenen Orte, um sich hier mit seinen Schülern zu unterreden. — Es waren wunderbare Worte, welche die Tochter des Sachsenhäuptlings aus seinem Munde vernahm. Sie bewegten ihr das Herz, sie erfüllten ihre Seele. Seit jenem Tage fehlte Hilda bei keiner dieser Versammlungen. In einem Winkel des Turmes sitzend und hinter dem Gebüsch verborgen, hörte sie der Predigt und dem Unterricht des Priesters zu. Immer klarer, immer verständiger, immer süßer und lieber wurden ihr seine Lehren. Erst wenn Ansgar mit seinen Schülern den Platz längst verlassen hatte, trat auch die Jungfrau ihren Heimweg nach dem väterlichen Hause an. Sie wurde nach und nach eine Christin, ohne daß ein Mensch es ahnte, ja ohne daß sie selbst etwas davon wüßte.

Ethelrich, der alte Sachsenhäuptling, war der neuen Religion, welche der Fremdling predigte, fort und fort feindlich geblieben. Er hielt zwar sein Versprechen, das er dem König Harald gegeben hatte, als ein ehrlicher Mann, und ließ nicht zu, daß Ansgar auf irgend eine Weise verletzt oder gekränkt würde. Aber durch seine finsteren Mienen und seine zornigen Worte gegen die kleine Christengemeinde, sowie durch die Strenge, womit er sie bei jeder Gelegenheit behandelte, zeigte er eine erbitterte Feindschaft gegen das Evangelium, die nur auf gelegene Zeit und Stunde wartete, um mit verzehrendem Grimm hervorzubrechen und alle seine Bekenner zu verderben. Dennoch stand das kleine Häuflein fest und behielt getrosten Mut. Ansgar war es, der durch seine Ermahnungen und Tröstungen, durch sein kräftiges Wort und seinen gott-

seligen Wandel die jungen Christen stärkte, und zugleich durch seine Entschlossenheit und Entschiedenheit die ihm von dem König verliehenen Rechte zu schützen und zu befestigen wußte. Die Gemeinde wuchs und mehrte sich von Tag zu Tage. Schon waren zwölf Jünglinge von ihm ausgebildet, um das Evangelium unter ihren Landsleuten weiter zu verbreiten. — Schon schrieb er an seine Freunde: „Die Bekehrung der Sachsen ist gelungen und gesichert!“ Da brach plötzlich von der Seite, wo er es nimmer erwartet hätte, ein furchtbarer Sturm los, der das Kreuz umzuwerfen und das ganze Glaubenswerk mit einem Schlage zu vernichten drohte.

III.

Der König Harald hatte nur auf den Wunsch und Willen des Kaisers, um die Rückkehr in sein Land durch dessen Hilfe zu erzwingen, das Christentum angenommen und sich taufen lassen. Das Evangelium gefiel seinem wilden und trotzigen Sinne nicht. Als er sich in seiner Herrschaft sicher fühlte, entsagte er dem neuen Glauben und kehrte zu dem Götzendienste seiner Väter und seines Volkes zurück. Durch diesen Eidbruch des Königs war allen seinen Unterthanen, die in der Hoffnung auf seinen Schutz und Beistand die christliche Religion angenommen hatten, der Grund und Boden unter den Füßen weggerissen. Das Werk der Bekehrung, das unter der Aussicht auf die Gunst des Königs unternommen worden war, fing nun an zu wanken. Und der fromme Ansgar mußte zu seinem Schmerze sehen und erfahren, daß die Saat, die er im Glauben ausgestreut hatte und die er schon mit hoffenden Augen der Ernte entgegenreifen sah, mit einem Schlage vernichtet wurde.

Der König zeigte den Häuptlingen der Sachsen seine Rückkehr zu dem alten Glauben der Väter an. Er entband in seinem Briefe den Ethelrich von dem Eide, den er ihm einst geleistet hatte und forderte ihn sogar auf, mit allen nur möglichen Mitteln die Ausbreitung des Christentums in seinem Lande und unter seinem Volke zu verhindern. Er gebot freilich ausdrücklich, daß die einzelnen Bekenner des Evangeliums und namentlich der Priester Ansgar schonend behandelt werden sollten. Es war noch ein Rest von Scham, der in seinem Herzen geblieben und ihn zu dem Ausspruche dieses Verlangens getrieben hatte. Aber die heidnischen Häuptlinge, die nun an ihr Versprechen nicht mehr gebunden waren, achteten nicht auf den Wunsch des Königs, der ihm, wie sie mit Recht meinten, doch nicht aus dem Herzen gekommen war. Ethelrich berief sogleich die Häuptlinge seines Bezirks zu einer heimlichen Beratung. In dem großen, mit heidnischen Götterbildern geschmückten Saale seines Hauses fand unter dem Glanze düster brennender Kienfak-

keln die Versammlung statt. Als der Häuptling die Botschaft des Königs Harald mit dumpfer Stimme verlesen hatte, brach der Grimm der Heiden in hellen Flammen aus. Die versammelten Fürsten beschlossen, die junge Gemeinde mit einem Schlage zu vernichten und keines ihrer Mitglieder, auch nicht Ansgar, zu verschonen.

Ethelrich und die Häuptlinge ahnten nicht, daß man ihre Versammlung belauschte. Draußen, an die Mauer des Saales gelehnt, stand Hilda und vernahm zitternd den entsetzlichen Beschluß, der soeben gefaßt worden war. Sie konnte, sie durfte es nicht zugeben, daß der Priester des Evangeliums, das sie lieb gewonnen hatte, samt seinen Anhängern getötet würde. Von unsäglicher Angst getrieben, hüllte sie sich in ein dunkles Gewand und verließ still und geräuschlos das Haus ihres Vaters. Sie eilte, vom tiefen Dunkel der Nacht geborgen, die Straße entlang, welche zur Schlei hinführte. Hier, an demselben Orte, wo jetzt noch die alte, ehrwürdige Kirche liegt, stand damals ein hölzernes niedriges Gotteshaus, welches Ansgar erbaut hatte. Hinter demselben lag die Wohnung des Priesters. Sie eilte raschen Schrittes an der Kirche vorüber, um den Mann Gottes vor der ihm drohenden Gefahr zu warnen. Da vernahm sie plötzlich einen leisen, gedämpften Gesang, der aus dem kleinen Gotteshause herausdrang. Sie stand still und horchte. Die weichen, ernsten, feierlichen Töne bewegten das Herz der Jungfrau. Sie wurde davon angezogen, trat näher an die Thür der Kirche, die nur leise angelehnt war und blickte hinein. Da lag, bei dem matten Lichte einiger Kerzen, die kleine christliche Gemeinde auf den Knieen. Am Altar stand Ansgar, der Priester. Zu seinen Füßen knieten in priesterlicher Kleidung zwei Jünglinge, die soeben als Missionare nach Schweden und Norwegen entsandt werden sollten, um ihren heidnischen Brüdern das Evangelium zu predigen. Ansgar hob eben mit den Worten: „Gehet hin in alle Welt!“ die Jünglinge von der Erde auf. Da stürzte Hilda durch die kleine Kirche hindurch, warf sich vor dem Manne Gottes nieder, umfaßte seine Kniee und rief: „Ansgar, fliehe! Fliehe noch in dieser Nacht! Wenn der Morgen graut, möchte es schon zu spät sein. Gehorche meinen Worten, eile und folge mir! Und wer von euch seinen Glauben lieber hat, als Heimat und Vaterland, der komme mit uns! Ich bin Hilda, die Tochter des Ethelrich, und meine Macht ist groß, aber nur noch für die Nacht. Kein Mensch in der Stadt weiß, was soeben in dem Hause meines Vaters über euch beschlossen worden ist. Ich bringe euch zu dem Ufer der Schlei. Auf mein Gebot wird kein Schiffer sich weigern, euch aufzunehmen und euch in ein Land zu bringen, wo ihr sicher und im Frieden eurem Heiland dienen und eurem Glauben leben könnet. Ansgar, ich beschwöre dich bei dem allmächtigen Gott der Christen, den auch ich bekenne, folge meinen Worten.“

Während ihrer Rede hatte die Jungfrau sich wieder erhoben und stand, halb zu der Gemeinde gewendet, mit ernstem Antlitze und mit erhobener Rechten neben dem Altar. Ihre Erscheinung und ihre Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf die bestürzte Gemeinde. Im ersten Augenblicke dachten die Einzelnen an Verrat. Aber der Schreck und Widerwille, den der Anblick der früher so feindlich gesinnten Jungfrau erregt hatte, hatte sich bald in Bewunderung und Freude verwandelt, als man ihr Bekenntnis vernommen hatte. Ansgar bat das Mädchen, ihm den Grund ihres Kommens und die bevorstehende Gefahr näher zu bezeichnen. Hilda ließ die Thüren der Kirche schließen, und erzählte nun dem Priester und der Gemeinde, wie sie heimlich seiner Predigt und seinen Worten gelauscht habe, und daß es schon längst der Wunsch ihres Herzens gewesen sei, ihren Glauben an Christum öffentlich zu bekennen. Sie erzählte dann aber auch, was sie in dieser Nacht in dem Hause ihres Vaters gehört hatte, und beschwor am Schluß ihrer Rede noch einmal den Priester, schnell und ohne Besinnen vor dem Anbruch des Tages zu entfliehen.

Die kleine Christengemeinde vernahm mit Verwunderung und Freude die Nachricht von der Bekehrung der bisher so gefürchteten Häuptlingstochter. Noch größer aber war ihr Entsetzen und ihr Schmerz über die Treulosigkeit des abtrünnigen Königs und über das Verderben, welches ihr drohte. Alle bestürmten den geliebten Priester, sich durch eine schnelle und unverweilte Flucht zu retten. Er entschloß sich endlich dazu, da sein Tod dem Evangelium doch nichts nützen konnte, und erklärte, daß er mit den beiden Jünglingen, die er soeben geweiht hatte, nach Schweden gehen wollte, um auch dort das Wort vom Kreuze zu predigen. Aber er werde erst nach einigen Tagen, und wenn er vorher alles geordnet habe, seine Reise dahin antreten. Von dieser Erklärung ließ sich der Mann Gottes durch keine Bitten und Vorstellungen abbringen. Er lächelte mild und ungläubig, als Hilda ihm sagte, daß er keine Stunde mehr seines Lebens sicher sei. Als ihre Bitten nichts ausrichteten, bat sie den Priester um seinen Segen und um die Aufnahme in die christliche Gemeinde. Ihr heldenmütiges Herz trieb sie an, gerade in dieser Zeit der Not dem bedrängten und bedrohten Häuflein sich anzuschließen. Auch glaubte sie durch ihr offenes Bekenntnis zur Schonung und Milde gegen die Christen zu bewegen. Ansgar und die ganze Gemeinde erklärten sich sogleich bereit, ihre Bitte zu erfüllen.

Hilda wurde von mehreren Frauen in ein kleines Gemach, welches hinter dem Altare lag, geführt und in ein weißes Taufgewand gehüllt, in welchem sie wieder in die Kirche trat. Sie beugte sich vor dem Priester, um mit stiller Ehrfurcht und mit bebendem Herzen die heilige Taufe zu empfangen. Da erscholl plötzlich ein lautes Pochen an der verschlossenen Thür, und ein wildes, rohes Geschrei ertönte. Die Chri=

sten flohen bestürzt nach dem Altar und sammelten sich um ihren geliebten Lehrer. Das Geschrei und Toben draußen wurde lauter und wilder. Man verlangte den Einlaß im Namen Ethelrichs, des Häuptlings. Man drohte, die Thür zu erbrechen und die ganze Christenbrut, so schrie man, mit Stumpf und Stil auszurotten. Doch die Thür war durch starke, eiserne Beschläge und kräftige Riegel gegen gewaltsamen Einbruch geschützt, wenn auch das ganze Haus nur aus Holz erbaut war. Freilich, ein Widerstand war auf die Länge nicht möglich. Die kleine Schar konnte nicht daran denken, die große wilde Menge zu vertreiben oder zurückzuschlagen. Die Frauen fingen an zu weinen, als sie die ihnen bevorstehende Gefahr immer deutlicher erkannten. Selbst die Männer wurden bleich und ließen den Mut sinken. Nur Ansgar, der treue Zeuge, blieb gefaßt und erinnerte die Gemeinde an ihr Gelübde, Gut und Blut, Leib und Leben für ihren Heiland dahinzugeben.

Plötzlich verstummte das tobende Geschrei vor dem Gotteshause, und die Menge der Heiden schien sich davon zu entfernen. Hilda beschwor noch einmal den Priester, unverzüglich zu fliehen und wenigstens sein Leben zu retten. Die ganze Gemeinde schloß sich ihren Bitten an. Ansgar konnte nicht länger widerstehen und erklärte nach langem, schwerem Kampfe, daß er noch in dieser Nacht die Stadt verlassen wollte. Er richtete herzliche und herzbewegende Worte des Abschieds an die Christen und ermahnte sie auch in Verfolgungen und Leiden ihrem Heilande getreu zu bleiben bis ans Ende. Dann wandte er sich zu dem Taufsteine und vollzog im Namen des dreieinigen Gottes die Taufe der vor ihm knieenden Hilda. Da plötzlich krachte es hinter dem Altare, daß alle Wände des kleinen Gotteshauses erzitterten. Die Gemeinde schrie laut auf. Die ganze Wand hinter dem Altare brach hernieder, und die rote Glut eines prasselnden Feuers schlug in die Kirche. An einem Balken der hinteren Wand, welcher noch stehen geblieben war, lehnte eine hohe Leiter. Auf derselben erblickte man die wilden Gestalten der rohen Heiden, welche mit teuflischer Freude und mit grimmigem Haß auf die Christengemeinde herabblickten. Das Entsetzen der kleinen, ringsum eingeschlossenen Schar war unbeschreiblich. Die wilden Flammen leckten prasselnd an dem dürren Holz der Wände sich entlang. Die Thüren waren von außen verrammelt und konnten, trotz der verzweifelten Anstrengung der Eingeschlossenen, nicht geöffnet werden. Nach kurzer Zeit stand das ganze Gotteshaus in Flammen und brach endlich donnernd über den sterbenden Christen zusammen. Ein rauchender Schutthaufen bedeckte und begrub die ganze Schar, die hier in Andacht vor dem Angesichte ihres Gottes sich versammelt hatte.

Nur noch der eine Balken hinter dem Altare stand. Noch lehnte die Leiter an demselben. Noch stand ein Mann auf einer ihrer höchsten Stufen, unverwandt das starre Antlitz nach einem Punkte des Schutt-

haufens gerichtet. Es war Ethelrich. Der alte Häuptling hatte selbst den Plan gefaßt und der tobenden Menge geraten, die Kirche in Brand zu stecken. Er hatte zuerst und mit eigener Hand die Fackel in das Stroh geworfen, welches man heimlich und still um das Gotteshaus gelegt hatte. Er selbst hatte die Leiter bestiegen, um von da aus die Qualen und den Tod der verhaßten Christen mit anzusehen. Als aber die Wand niederstürzte, als er an dem Taufsteine seine geliebte Tochter erblickte, hatte Verzweiflung und Entsetzen sein Herz erschüttert. Doch, es war zu spät; an Rettung und Hilfe war nicht mehr zu denken. Die niederstürzenden, brennenden Balken hatten rasch das Taufkleid der heldenmütigen Hilda ergriffen, und darauf hatte sich alles in dichten Rauch gehüllt. Ethelrich starrte noch immer nach dem Orte, wo er zuletzt seine geliebte Tochter, den Stolz und die Stütze seines Alters erblickte.

Als man den Greis endlich mit Gewalt von der Leiter herabzog, folgte er willenlos wie ein Blinder. Und er war wirklich blind geworden. Die Sehkraft seines starren, entsetzlich blickenden Auges war erloschen. Seine Kraft war gebrochen. Der kräftige Greis, der stattliche Häuptling wankte gebückt und mit zitternden Knieen einher.

Ob ein Engel Gottes den Apostel des Nordens aus jener Schreckensnacht und aus den Flammen gerettet hat? Wer weiß es zu sagen, wie es zugegangen? Aber Ansgar war wie durch ein Wunder entkommen. Er ging nach Schweden, wo er die Saat des Evangeliums im Glauben ausstreute. An dem Hofe von Haralds Bruder, dem Könige Erich, gewann er um das Jahr 850 auf seiner zweiten Missionsreise nach dem Norden wieder Gunst und Einfluß. Das Evangelinm wuchs, und die Gemeinden mehrten sich. Er erbaute nun auf derselben Stelle, wo einst das hölzerne Gotteshaus gestanden hatte und von den Flammen verzehrt worden war, die steinerne Kirch von Haddeby und ist als Bischof von Hamburg und Bremen am 3. Februar 865 eingegangen zu seines Herrn Freude.

Denksprüche.

Wohl geboren ist Ruhm und Ehr',
Wohl erzogen noch viel mehr,
Wohl gefreit gibt Fried' und Freud',
Wohl gestorben Seligkeit. —

Ueber Nacht, über Nacht
Kommt Freud, kommt Leid;
Ueber Nacht über Nacht
Verlassen dich beid'
Und gehn, dem Herrn zu sagen,
Wie du sie getragen. —

Sehnsucht nach der Heide.

Von E. A. B.

Zwischen üpp'ger duft'ger Weide,
Einsam, traurig und allein
Liegt ein schmaler Streifen Heide
Matt beglänzt vom Sonnenschein.

Mich ergreift ein schmerzlich Sehnen,
Seh' ich braune Heide dich. —
Mögen andre dich verhöhnen,
An die Heimat mahnst du mich.

Rufst zurück mir alle Freuden
Meiner frohen Kinderzeit, —
Doch die Freuden wurden Leiden
Und die Heimat liegt so weit.

Alle Freunde, die mich lieben,
Alle Teuren, die sind fern.
Sehnsucht nur ist mir geblieben,
Nach der Heimat wollt' ich gern.

Ich kenn' nicht der Jugend Freude,
Darf nicht wieder fröhlich sein. —
Wie im Wiesenthal die Heide
Bin ich einsam und allein.

Von einer seltsamen Art, Kranke zu behandeln,

berichtet uns aus alten Zeiten der Doktor Guarvonius, der im Jahre 1610 ein Buch über die Thorheiten der Menschen herausgab. Es kam — so erzählt er — ein fahrender Geselle in ein Städtlein, dem von der Stadtobrigkeit auf sein starkes Anhalten und Berühmen alle Kranken im Spital, deren eine große Menge war, übergeben wurden, damit er sie gegen wohlverabredeten Lohn allesamt gesund mache. Der neue Arzt begab sich zu seinen Kranken und setzte sich zu jedem, um mit ihm über das Gebrest zu reden, den Puls zu fühlen und guten Mut einzusprechen. „Sei nur getrost," flüsterte er jedem Kranken zu, „es steht noch nicht so schlimm um deine Sache, denn du sollst wissen, daß morgen der Schwächste unter euch wird zu Pulver gebrannt, womit den andern kann geholfen werden. Du aber bist stark genug, dein Bett zu verlassen, wenn morgen um die Mittagsstunde die Obrigkeit kommt, damit sie den Schwächsten sehe." Diese Worte sagte der Schelm jedem Kranken besonders und gebot ihm unverbrüchliches Schweigen. Als nun am andern Tage die

Stadtobrigkeit in das Spital trat, um zu sehen, ob der Prahlhans von Doktor die Kranken schon gesund gemacht habe, wie er versprochen, da sprangen sie alle in einem Hui von ihren Betten auf, die sich sonst im Siechtum nicht rühren konnten, und flohen davon, weil keiner wollte der Schwächste sein und zu Pulver gebrannt werden, den anderen Siechen zum Heile. Da hierauf der Arzt großes Lob und seine Besoldung empfangen hatte, ist er eilig davon gestoben. Die aber, welche so jäh gesund waren, wurden durch den Schrecken und die ausgestandene Angst nur noch kränker, denn zuvor. Der Schelmendoktor war aber nicht mehr zu erwischen, sondern besuchte andere Städte, dasselbige Stück aufs neue auszuführen. Es weiß aber niemand, ob es ihm ein andermal gelungen ist, ungesegnet davon zu kommen.

Kalenderscherze.

„Jeder Stand hat seine Beschwerden," tröstete ein Schusterjunge den andern, „der König wird gesalbt, der Advokat wird geschmiert und wir werden gewichst."

Astronomie und Oekonomie. (Sächsisch.) Die Mutter zu den Kindern: „A s t e r o n o m i e ?" (Eßt ihr auch noch mehr?)

Eins von den Kindern: „O e k o n o m i e." (Ich kann nicht mehr.)

Vor dem Körnerhause in Dresden ruft einer feierlich: „Auch nach meinem Tode wird einst eine Tafel die Stätte bezeichnen, da ich gewirkt habe."

„Na," antwortete sein Begleiter, „höchstens mit der Inschrift: Hier ist eine Stube zu vermieten!"

Ein äußerst dicker Herr ruft dem Droschkenkutscher zu: „Fahren Sie mich auf den Schillerplatz."

Kutscher, ihn prüfend und bedenklich anblickend: „Aber, erlauben Sie, doch nicht auf einmal?"

Ein Thüringer Bauer wurde in Gotha Zeuge einer modernen Leichenverbrennung. Die Sache gefiel ihm gar nicht; kopfschüttelnd ging er mit seiner Alten davon und sprach: „Da will ich lieber gar nicht sterben, als mich so begraben lassen."

Eine kleine Schülerin plagt sich mit dem Auswendiglernen einer langen und breiten Erzählung. „Warum gibt's nur eine so fürchterliche Menge Worte?" ruft sie aus vor ihrem älteren Bruder.

Er sagt: „Das kommt her von dem vielen Zanken und Streiten in der Welt. Ein Wort gibt immer das andere."

Aus der Instruktionsstunde. Unteroffizier: „Schmidt, was pflanzt der Soldat, wenn er was läuft?"

Schmidt schweigt.

Unteroffizier: „Nee, die Einjährigen! Sein Bajonett pflanzt er uf, wenn er Gefahr läuft."

Kolumbus.

(Von Louise Brachmann.)

„Was willst du, Fernando, so trüb' und bleich?
Du bringst mir traurige Mähr!"
„Ach, edler Feldherr, bereitet euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid ihr ein Opfer der Wut;
Sie fordern laut mit Sturmgebrüll
Des Feldherrn heil'ges Blut."

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wütenden, schon
Gleich Wogen ins stille Gemach,
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod. —
„Verräter, wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Not!

„Du gibst uns nicht Speise, so gib uns das Blut!"
„Blut," rief das entzügelte Heer. —
Sanft stellte der große den Felsenmut
Entgegen dem stürmenden Meer.
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl.

„Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern,
Bis dahin verfolgt noch den mutigen Pfad,
Und trauet der Hilfe des Herrn!"
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wut.
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan denn, es sei noch! Doch hebt sich der Strahl
Und zeigt uns kein rettend Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal!
So zittre der strafenden Hand!"
Geschlossen war also der eiserne Bund,
Die Schrecklichen kehrten zurück. — —
Es thue der leuchtende Morgen nun kund
Des duldenden Helden Geschick!

Die Sonne sank, der Tag entwich,
Des Helden Brust war schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach, kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Vom Trost des süßen Schlafs verbannt,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o! nach Westen hin
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel!

Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n
Blick' auf mein Volk herab!
Laß nicht sie trostlos untergeh'n
Im wüsten Flutengrab!"
Es sprach's der Held von Mitleid weich; — —
Da horch! welch eiliger Tritt!
„Noch einmal Fernando, so trüb' und bleich!
Was bringt dein bebender Schritt?"

„Ach, edler Feldherr, es ist gescheh'n!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl.“
„Sei ruhig, mein Lieber, von himmlischen Höh'n
Entwand sich der leuchtende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn.“
„Leb' wohl denn, mein Feldherr, leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nah'n!“

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wütenden, schon
Gleich Wogen ins stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit,
Ja, werft mich ins schäumende Meer;
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit;
Gott schütze dich, irrendes Heer!“

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft;
Der Edle bereitete sich still und frei
Zum Weg in die flutende Gruft.
Zerrissen war jedes geheiligte Band;
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen; — — Und Land!
Land! rief es und donnert es, Land!

Ein glänzender Streifen mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick:
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,
Erhob sich das winkende Glück,
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was mutvoll der Große gedacht; — —
Sie stürzten zu Füßen des Herrlichen hin —
Und priesen die göttliche Macht.

Spiel-Ecke für die Winterabende.

Rätsel.

1. Ist es rot, so lebt es;
   Wird es schwarz, so stirbt es.
2. Welches Gebirge ist von nöten
   Studierenden auf Universitäten?
3. Bald ist es groß, bald ist es klein;
   Doch einen Fuß lang muß es sein!
4. Was ist das für ein armer Tropf,
   Der die Stiege 'nauf muß auf dem Kopf?
5. Mit o ich Spiegel und Säulen trag';
   Mit u ich Staaten zu vertreten vermag,
6. Ich hüpf' auf einem Bein;
   Doch gibt man mir nicht Schläge,
   So bin ich faul und träge,
   Ja, leblos wie ein Stein.
7. Es ist mehr als veralten,
   Und so viel als verwalten —
   Es erhält uns die Güter
   Und zerstört die Gestalten.
8. Das Fernste bring' ich nah,
   Es steht zum Greifen da;
   Doch wolltest du es fassen,
   Das solltest du wohl lassen!
9. Wo Hilfe fast unmöglich scheint,
   Da bin ich ein willkommner Freund;
   Lies vorwärts oder rückwärts mich —
   Ich bleibe unveränderlich.
10. Die Erste that, was die Zweite besagt,
    Und beging das Ganze damit.
    Sie wurde entdeckt und angeklagt,
    Gerechte Strafe sie litt.
11. Die ersten Silben lärmen,
    Die Dritte kann uns wärmen,
    Das Ganze zittert,
    Von jedem Wort erschüttert.
12. Sechs Füße hab' ich fortgenommen,
    Mit dreien bin ich wiedergekommen,
    Und wollte noch lieber, es wären zwei,
    Als diese heilige Zahl der drei.
13. Wenn mir das Bürschchen das Ganze nicht weiß,
    Sage, was nützet die Erste ihm dann?
    Daß dir nicht werde vom Zweiten zu heiß,
    Hüte dich, denke daran.

14. Lang ist mein Körper, fast so lang mein Haar,
Das nicht Pomade, nein! nur Harz kann leiden,
Und reib' ich andre, — das bringt nicht Gefahr,
Sie singen, ja, sie zittern ganz vor Freuden.

15. Es ist nicht in Mexiko,
Aber wohl in Ohio;
Ebenso ist's nicht am Main,
Aber in dem deutschen Rhein;
Auch ist's nicht in Wittenberg,
Sondern grad' vor Heidelberg.

16. Mit R die Thore verschließt es,
Mit S Geheimnisse birgt es.
Auf dem Feuer es mit T beginnt,
Mit Z man's auf dem Dache find't.
Und wenn du dich willst selbst 'mal sehen,
Dann muß Sp am Kopfe stehen.

17. Nun merket auf, ihr klugen Gesellen,
Vier Silben will ich zum Raten stellen.
Die ersten beiden sind euch bekannt,
Ein hoher Priester ward so genannt.
Wenn noch die dritte daneben steht,
Wird aus den dreien ein großer Prophet.
Wird nun die vierte damit verbunden,
So ist das Ganze gar bald gefunden:
Es nennt euch eine fromme Frau.
Sie wohnte einst in Judas Gau;
Es nennt euch eine Königin,
Sie herrschte einst mit stolzem Sinn;
Auch manches Mädchen wird so genannt,
Nun ist der Name euch allen bekannt.

Unterhaltungsaufgaben.

1. Ein Mägdlein kam mir jüngst in's Haus
Und bot zum Kaufe Eier aus.
„Nun", dachte ich, „behalt einmal
Die Hälfte von der ganzen Zahl
Und noch dazu ein halbes Ei."
Das Mägdlein freundlich sprach: „Es sei!"
Verdeckte drauf den Ueberschuß
Und eilte fort auf flinkem Fuß;
Zu gleichem Kaufe willig fand
Sie meinen Nachbar rechter Hand;
Auch er nahm sich zum Eierbrei
Die Hälfte und ein halbes Ei.
Den Rest — ein ganzes Ei — alsdann
Erstand mein linker Nachbarsmann.
Die Handelsweise sonderbar
Ließ ganz ein jedes Ei noch gar.
Wer meldet ohne Zögern schlau
Die Zahl der Eier ganz genau?

2. Fließt die Elbe in *die* oder *der* Ostsee?

3. Wie können 88 übrig bleiben wenn man 22 von 20 abzieht?

4. Eine Streichholzschachtel enthält eine gewisse Anzahl Streichhölzer. Werden sie in Reihen gelegt, 3 Streichhölzer in jede Reihe, bleibt 1 Streichholz übrig, werden 4 in jede Reihe gelegt, bleiben 2 übrig, werden 5 in jede Reihe gelegt, bleiben 3 übrig, und werden 6 in jede Reihe gelegt, bleiben 4 übrig. Wie viele Streichhölzer enthielt die Schachtel?

Für unsere Lateinschüler.

Aes prima est, opus altera syllaba, denique totum informis, sapiens atque poeta fuit.

Sauerkrautlatein.

Jason est ei, febris eis, tuis sensi se manes hoc genus.

Füllrätsel.

	i		e		
	d		l		
	a		d		
	n		n		
	o		i		
	e		a		
	m		i		

Die *erste* und *dritte* senkrechte Reihe der vorstehenden Figur sollen so mit Buchstaben ausgefüllt werden, daß sie von oben nach unten gelesen eine Stadt in Palästina und einen Stamm der Israeliten ergeben. Die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. Einen Sohn Jakobs. 2. Einen aus dem Geschlechte Agag, der mit seinem Vater und seinen Brüdern an den Galgen gehängt wurde. 3. Eine ausländische Frucht. 4. Einen biblischen Namen. 5. Eine auch hierzulande gezogene Frucht. 6. Einen Propheten. 7. Ein Insekt, welches uns von Salomo als ein Vorbild dargestellt wird.

Rebusse.

1.



2.



Preisrätsel.

1. Die erste Silbe fährt herunter;
   Die andre bedeutet selbst herunter;
   Am Paar der letzten geht's hinauf;
   Am Ganzen geht herab der Lauf.

2. Das Zweite zieht das Erste,
   Das Ganze zieht das Erste,
   Und das Erste bleibt ungezogen,
   Bis das Ganze, das zieht, wird gezogen.

3. Fehlt die Erste, ist's ein schlechter Degen;
   Fehlt die Zweite ist's ein schlecht Gedicht;
   Und ist dir das Ganze nicht gegeben,
   So errätst du die Scharade nicht.

4. Ich herrsche meist in kurzen Tagen,
   Bin Feind des Lebens, von besond'rer Art.
   Nimm mir den Kopf, so werde ich dir sagen
   Den braunen Feind, dem's Eisen nicht zu hart.
   Nimm noch die Brust — bring ich den neuen Tag,
   Der stumme Rest dir Ruh' gebieten mag.

5. Immer hab ich Fuß und Rücken,
   Auch ein Haupt besitz' ich meist,
   Und da mich oft Kronen schmücken,
   Spricht man viel von meinem Geist.

   Manche Lieder der Poeten
   Preisen mich und grüßen mich.
   Meine besten Freunde treten
   Meist mit ihren Füßen mich.

   Doch viel Schlimm'res muß ich leiden
   Und erdulden noch weit mehr,
   Denn in meinen Eingeweiden
   Wühlt man schonungslos umher.

   Meinem eignen Rate trauen
   Kann ich nicht, denn auf sein Wort
   Müssen mich die Diener hauen,
   Und mein Gut nimmt er mir fort.

   Mehr und mehr werd' ich entledigt
   Meiner Schätze mit der Zeit. —
   Doch was einst auf mir gepredigt
   Bleibt ein Schatz in Ewigkeit.

6. Menschenhand bringt mich hervor, daß prachtvoll das Werk sich erhebe,
   Schnell aber stürzt es, bringt Zeit mich an dem Werke hervor.

Preisrebus.



Preise.

1. Für die Preis-Rätsel: 1. Nathusius, Wo wächst der Glücksbaum? — Die Kassette. 2. Ein Jahrgang „Kinderfreund" von Pastor Rinck. 3. Lutherhaus, ehemaliges Augustiner Kloster in Wittenberg in genauester Ausführung. Modellierkarton. 4. Wunder-Lampenschirm. Modellierkarton, eine Seestadt darstellend, zum Ausschneiden und Herstellen eines Lampenschirmes. 5. Fürst Bismark-Büchlein. Geflügelte Reden aus seinen Werken. 6. Die Erstürmung des Spichernberges am 6. August 1870. Photographie.

2. Für den Preis-Rebus: Frommel, Treue Herzen.

Bemerkungen.

1. Die Preise beziehen sich auf die Lösung der 6 Preis-Rätsel (resp. des Preis-Rebus.)
2. Nur wer sämtliche Preis-Rätsel richtig löst, hat Anspruch auf Anteil bei der Verlosung.
3. Nur Lösungen, welche bis zum 15. Januar bei uns eintreffen, können berücksichtigt werden.
4. Die Namen sämtlicher richtigen Löser, sowie diejenigen der Gewinner werden in der April-Nummer der „Illustrierten Jugendblätter" veröffentlicht werden.

Auflösungen der Rätsel u. s. w.

1. Rösselsprung. S. 84.

Auf hohem Berge ich nun thron'
Seit vielen hundert Jahren schon.
In meinen Räumen war einst Krieg,
Im Liede rang man um den Sieg.
Schutz bot ich einem großen Mann
Vor Kaisers Acht, des Papstes Bann.
So steh' ich als ein Heiligtum,
Dem Wandrer kündend meinen Ruhm. (Wartburg.)

II. Rätsel in Stuttgarter Mundart. S. 88. Eichhorn.

III. Rätsel S. 139: 1. Kohle. 2. Atlas. 3. Schuh. 4. Schuhnagel. 5. Konsol — Konsul. 6. Kreisel. 7. Verwesen. 8. Fernrohr. 9. Retter. 10. Diebstahl. 11. Trommelfell. 12. Kavallerist an der Krücke. 13. Buchstab. 14. Violinbogen. 15. Der Buchstabe H. 16. Riegel — Siegel — Tiegel — Ziegel — Spiegel. 17. Elisabeth.

IV. Unterhaltungsaufgaben. S. 140—141. 1. Sieben. 2. In die Nordsee. 3. XX. 4. 58.
22
——
88.

V. Für unsere Lateinschüler. S. 141. Aesopus.

VI. Sauerkrautlatein. S. 141. Ja, so 'ne steife Brise ist, wissen Sie, Seemanns Hochgenuß.

VII. Füllrätsel. S. 141.

S i m e o n
A d a l i a
M a n d e l
A n a n i a
R o s i n e
J e s a i a
A m e i s e
Samaria — Manasse.

8. Rebusse. S. 142. 1. Askese. 2. Konflikt.



